

ifoebb Materialien Band 27

Zwischen Wollen – Können – Dürfen: Handeln in stationären Institutionen

Dokumentation des Fachtags
am 02. Februar 2023



Institut für familiale und öffentliche
Erziehung, Bildung, Betreuung e.V.
(ifoebb)

**„Zwischen Wollen – Können – Dürfen: Handeln in
stationären Institutionen“**

Dokumentation des Fachtages am 02. Februar 2023

Frankfurt am Main 2023

ifoebb Materialien

Band 27

Herausgegeben vom

Institut für familiale und öffentliche

Erziehung, Bildung, Betreuung e.V.

(ifoebb)

in Kooperation mit dem

Fachbereich Erziehungswissenschaften

der Goethe-Universität

Theodor-W.-Adorno-Platz 6, D-60323 Frankfurt am Main

ISBN 978-3-9820454-6-7

REDAKTION

Lisa Müller

Studierende des Studiengangs Bachelor
Soziale Arbeit an der Hochschule Esslin-
gen

Prof. Dr. Dagmar Beinzger

Institut für familiale und öffentliche
Erziehung, Bildung, Betreuung e.V. am
Fachbereich Erziehungswissenschaften
der Goethe-Universität Frankfurt am
Main

Prof. Dr. Heide Kallert

Institut für familiale und öffentliche
Erziehung, Bildung, Betreuung e.V. am
Fachbereich Erziehungswissenschaften
der Goethe-Universität Frankfurt am
Main

Inhalt

Vorwort.....	6
1. Begrüßung und Grußworte.....	7
1.1 Begrüßung und Eröffnung durch die Vorsitzende des ifoebb	7
1.2 Grußwort der Dekanin des Fachbereichs Erziehungswissenschaften der Goethe-Universität.....	8
1.3 Begrüßung durch die Moderatorin.....	12
2. Bewegter Einstieg.....	13
3. Impulsvortrag und Diskussion	19
3.1 Impulsvortrag „Leben und Wohnen als pädagogische Herausforderung in der stationären Kinder- und Jugendhilfe sowie in der Altenhilfe“	19
3.2 Diskussion und Anmerkungen zum Impulsvortrag.....	27
4. Interview mit Professorin Dr. Heide Kallert.....	29
5. Arbeitsgruppen: Austausch und Impulse.....	37
6. Ausblick und Verabschiedung durch die Vorsitzende des ifoebb.....	47
Literatur.....	48

Vorwort

Das Institut für familiale und öffentliche Erziehung, Bildung und Betreuung e.V. (ifoebb) wurde im Jahr 2002 gegründet und kooperiert mit dem Fachbereich Erziehungswissenschaften der Goethe-Universität in Frankfurt am Main.

Im Sinne der Third Mission bietet ifoebb ein Forum für den Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis, den Austausch zwischen Studierenden und Fachkräften, das Gespräch unter ExpertInnen aus benachbarten, aber getrennt voneinander arbeitenden Bereichen, sowie die interdisziplinäre Diskussion.

Auf den jährlich durch das ifoebb in den Räumen der Goethe-Universität ausgerichteten Fachtagen sollen so unter anderem neue Denkprozesse angeregt und neue Handlungsmöglichkeiten erschlossen werden.

Der Fachtag 2023 mit dem Titel „Zwischen Wollen – Können – Dürfen: Handeln in stationären Institutionen“ beschäftigt sich mit Fragen des professionellen Handelns in stationären Einrichtungen. Eingeladen sind Fachkräfte aus den Bereichen Kinder- und Jugendheime, Alten- und Pflegeheime sowie TrägervertreterInnen, politisch Verantwortliche, ebenso Lehrende, Studierende und allgemein an dem Thema Interessierte.

In den Blick genommen werden sowohl Institutionen für Kinder/Jugendliche als auch für alte Menschen. Deren Konzepte implizieren meist das Ziel, es den Menschen unabhängig von ihrem Lebensalter zu ermöglichen, ein selbstbestimmtes Leben zu führen.

In den Institutionen erfährt die Umsetzung dieses Zieles jedoch eine Rahmung, die besondere Herausforderungen an das professionelle Handeln stellt. Dies wird bestimmt durch existentielle Abhängigkeiten der BewohnerInnen, durch betriebliche und zeitliche Vorgaben, personelle, fachliche, materielle Ausstattung und weitere Faktoren. Viele Mitarbeitende sehen sich durch die gegebenen Voraussetzungen in ihren Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt.

Den Impulsvortrag zum Thema „Leben und Wohnen als pädagogische Herausforderung in der stationären Kinder- und Jugendhilfe sowie in der Altenhilfe“ hält Prof. Dr. Trescher. Am Nachmittag ist in moderierten Arbeitsgruppen ein Austausch möglich und die Teilnehmenden sind dazu eingeladen, sich dem Thema des Fachtags aus unterschiedlichen Perspektiven zu nähern.

1. Begrüßung und Grußworte

1.1 Begrüßung und Eröffnung durch die Vorsitzende des ifoebb

Prof. Dr. Dagmar Beinzger

Die Vorsitzende begrüßt die Anwesenden zum Fachtag des ifoebb unter dem Titel „Zwischen Wollen – Können – Dürfen: Handeln in stationären Institutionen“, der in Kooperation des Instituts für familiale und öffentliche Erziehung, Bildung, Betreuung e.V. (ifoebb) mit dem Fachbereich Erziehungswissenschaften der Goethe-Universität durchgeführt wird.

Sie freut sich besonders darüber, dass dieser Fachtag als erster nach drei Jahren der Corona-Lockdowns wieder in Präsenz stattfinden kann.

Weiter erklärt sie, dass das ifoebb im Sinne der sogenannten Third Mission eine Plattform bietet, auf der sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Studierende und Fachkräfte im direkten Austausch begegnen, diskutieren und Impulse sammeln können. Hierfür sei die Face-to-Face Begegnung besonders bedeutsam.

Besonders denkwürdig ist, so der weitere Hinweis der Vorsitzenden, dass das ifoebb im Jahr 2002 gegründet wurde und somit nun dessen zwanzigjähriges Bestehen gefeiert werden kann.

Ihre weiteren Ausführungen gelten dem diesjährigen Fachtag „Zwischen Wollen – Können – Dürfen: Handeln in stationären Institutionen“, der thematisch weit gefasst ist und stationäre Einrichtungen für sowohl junge als auch alte Menschen in den Blick nimmt. Die Entscheidung für das Zusammenführen der beiden Blickrichtungen soll im Verlauf der Veranstaltung verdeutlicht werden. Hierzu wird Prof. Dr. Heide Kallert die Intention hinter dem Zusammendenken der beiden Bereiche erläutern

und Prof. Dr. Trescher wird in seinem Impulsvortrag deren Berührungspunkte und Überschneidungen aufzeigen. Die Moderation wird Frau Marion Limbach-Perl übernehmen.

Es folgt der Hinweis darauf, dass zur Dokumentation des Fachtags Ton- und Bildaufnahmen gemacht werden.

Zuletzt begrüßt die Vorsitzende die Dekanin des Fachbereichs Erziehungswissenschaften Prof. Dr. Sabine Andresen und übergibt das Wort an sie.

1.2 Grußwort der Dekanin des Fachbereichs Erziehungswissenschaften der Goethe-Universität

Prof. Dr. Sabine Andresen (Abschrift des Grußwortes von der Tonaufnahme)

Liebe Dagmar Beinzger, sehr verehrte liebe Frau Kallert, lieber Kollege Trescher, sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen aus Wissenschaft und aus den Handlungsfeldern, die hier relevant sind, liebe Studierende,

ich möchte Sie hier am Fachbereich zu Ihrer Fachveranstaltung „Zwischen Wollen – Können - Dürfen: Handeln in stationären Einrichtungen“ ganz herzlich begrüßen.

Ich finde das ist ein Titel, über den ich länger nachgedacht habe und ich glaube genau das ist auch die Intention. Sie nehmen sich einer herausforderungsvollen und auch dringlichen Thematik an und ich freue mich wirklich sehr darüber, dass diese Tagung hier an der Goethe Universität Frankfurt am Fachbereich Erziehungswissenschaften, auch wenn wir jetzt hier im Casino sind, stattfindet und auch diesen großen Zulauf von Interessierten gefunden hat.

Und Dagmar Beinzger hat es grade gesagt, wie wichtig es ist, grade im Angesicht der Pandemie und vor dem Hintergrund dessen, dass wir uns zwar häufiger, aber so selbstverständlich eben auch nicht wieder in Präsenz treffen, hat eine besondere Bedeutung. Heute ist die Maskenpflicht im öffentlichen auch Fernverkehr gesunken, oder gefallen. Ich trage zwischendurch die Maske immer noch und ich sehe, einige tragen sie auch noch, denn es ist ja noch nicht vorbei. Und ich glaube grade im Feld

der stationären Unterbringung ist die Pandemie und die Aufarbeitung dessen sicherlich auch immer noch ein Thema.

In meiner früheren Funktion als Vorsitzende der unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs sind mir viele Menschen begegnet, die große Sorge artikuliert haben vor einem abhängigen Leben in stationären Einrichtungen, etwa weil sie befürchtet haben, pflegebedürftig zu werden. Warum? Sie waren in ihrer Kindheit von sexueller, oder anderen Formen der Gewalt betroffen und konnten viele Situationen der Ohnmacht schildern. Vor dem Hintergrund dieser Widerfahrnisse war die Sorge vor dem Alter in einer stationären Einrichtung sehr groß. Ähnliches wird auch in den Untersuchungen zur Heimerziehung in den 1950er und 60er Jahren in der Bundesrepublik und bis 1989 in der DDR sehr deutlich.

In möglichen Erfahrungen der Ohnmacht zeigen sich Ähnlichkeiten an den, ich nenn es mal Rändern des Lebenslaufs, Kindheit und Jugend und höheres Alter.

Wir hatten vor einigen Semestern im Rahmen des Forschungstages des Fachbereichs eine sehr spannende Veranstaltung über forschungsethische und auch professionsethische Fragen der Kindheits- und der Alternsforschung und mein Kollege Frank Oswald, der ja am Fachbereich die Alternsforschung vertritt und ich als Kindheitsforscherin haben hier zusammen mit Wissenschaftlerinnen und mit Studierenden über Fragen von Vulnerabilität, von Verletzbarkeit durch Ohnmacht, mangelnde Kontrolle, Informationsdefizite intensiv diskutiert.

Seither ist am Fachbereich einiges ins Laufen gekommen und Ihre Veranstaltung ordnet sich genau in diesen, wie ich finde, sehr wichtigen Kontext ein. So hat unsere Kollegin Dr. Anna Wanka, eine Soziologin und Erziehungswissenschaftlerin, die bei und am Graduiertenkolleg Doing Transitions gearbeitet hat, verschiedene Initiativen zu einem Konzept, einem neuen Konzept entwickelt, mit dem wir aus der Kindheits- und der Alternsforschung und aus den betreffenden Institutionen auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede blicken. Anna Wanka und einige Doktorandinnen aus der Alterns- und Kindheitsforschung haben dieses Konzept „Linking Ages“ genannt und hier diskutieren wir Facetten unserer Forschungsbereiche Kindheit und Alter und

reflektieren auch mit Praxispartnerinnen unterschiedliche Erfahrungen vor Ort. So haben wir z.B. in einem Projekt mit dem Modell von Citizen Science gearbeitet und haben ältere Menschen eingeladen mit Kindern zu diskutieren, was Kinder brauchen und die Kinder zu fragen, was diese denken, was Ältere benötigen.

„Linking Ages“, darin sehe ich einen großen Mehrwert für Forschung und Praxis. Das ist komplex, das hat Dagmar Beinzger angesprochen, aber ich denke, das ist zentral.

Selbst aus der Kindheits- und Jugendforschung kommend leuchtet mir die Definition, die der bekannte US-amerikanische Kindheits-, Jugend- und Gewaltforscher David Finkelhor hervorgebracht hat, bei der Frage, was kennzeichnet eigentlich Verletzbarkeit von Menschen und insbesondere von Kindern oder auch Älteren? Und sein Blick richtet sich nicht nur auf die Frage, dass es mehr oder weniger keinen Einfluss für Kinder darauf gibt, in welche Familie sie hineingeboren werden, beim älter werden stellt es sich schon etwas anders dar: Sein Blick richtet sich auch auf Einrichtungen, auf Institutionen. Und seine Formulierung ist: Vulnerabilität ist gekennzeichnet, oder resultiert aus erstens einem Mangel an Kontrolle über den eigenen Körper, über die eigene Zeit, darüber wo ich mich aufhalte, wie ein Raum gestaltet ist, wie viel Zeit ich dort verbringen muss. Sie resultiert daraus und das stimmt mich immer wieder nachdenklich, dass man keinen Einfluss auf die Menschen hat, die den Alltag gestalten, also die Menschen in der unmittelbaren Umgebung eines Kindes, eines Jugendlichen oder einer älteren oder pflegebedürftigen Person, egal welchen Alters.

Er sagt auch: Vulnerabilität kann resultieren in Einrichtungen aus Zeitdruck und Mangel an Ressourcen. Ich kann mir vorstellen, dass das heute auch ein großes Thema ist, nicht zuletzt vor dem Hintergrund dessen, dass wir wissen, welche Herausforderungen mit dem Fachkräftemangel einhergehen. Aber er sagt auch und das ist die vierte Komponente, seiner Beobachtung nach, gibt es nach wie vor, leider, ein fehlendes Bewusstsein für die Vulnerabilität durch Ohnmachtserfahrungen an den Rändern des Lebenslaufs in Kindheit und im Alter.

Sie haben mit Ihrem Titel und dem Fokus Ihrer Veranstaltung das Handeln in den Vordergrund gerückt. Und ich möchte abschließen mit der Frage die, glaube ich uns alle, sei es in Forschung, sei es in der Praxis umtreibt: Wer hat eigentlich welche Spielräume? Spielräume zwischen unterschiedlichen Optionen zu entscheiden und auf der Basis einer, so gut wie möglichen Entscheidung auch gut zu handeln. Ich glaube diese Spielräume und nach allem was wir wissen sind Spielräume ein zentraler Punkt, wenn es um das Handeln geht, auch in Einrichtungen. Und die Spielräume sind ein Indikator, oder ein Hinweis darauf, dass soziale Ungleichheit nach wie vor sehr relevant ist, denn Menschen haben vor dem Hintergrund ihres sozioökonomischen Statuses, also den finanziellen Möglichkeiten die sie haben, beispielsweise sehr unterschiedliche Spielräume. Das bestimmt auch das Handeln und das ist auch eine Herausforderung für Fachkräfte in den verschiedenen Bereichen.

In diesem Sinne ein paar Gedanken von meiner Seite zu Ihrem wichtigen Tagungsthema.

Ich hab jetzt vielleicht ein bisschen mehr als Kollegin und Forscherin gesprochen denn als Dekanin, darum nehme ich jetzt nochmal die Rolle der Dekanin ein und begrüße Sie ganz förmlich noch einmal zu dieser wichtigen Veranstaltung. Ich möchte mich ganz herzlich bedanken bei Dagmar Beinzger und bei Frau Kallert, dass Sie so unermüdlich als Kollegin auch am Fachbereich sind und hier diese Möglichkeit schaffen, mit dem Erfahrungswissen, mit dem Schatz den Sie einbringen so viele Menschen zusammen zu bringen aus unterschiedlichen Perspektiven. Ich weiß, wie viel Arbeit dahinter steckt, so etwas zu organisieren und ich weiß wie lange Dagmar Beinzger daran schon arbeitet, weil sie mich schon sehr früh angefragt hat für das Grußwort. Also ein ganz herzliches Dankeschön!

Ich wünsche Ihnen allen eine spannende, eine intensive Tagung und ich hoffe, dass Sie Perspektiven mitnehmen können, wo immer Sie tätig sind und was immer Sie tun, die hilfreich sind dafür Ihre Handlungsspielräume auszuloten und Handlungsspielräume auch einzufordern. In diesem Sinne einen erfolgreichen Tag, eine erfolgreiche Tagung und ich wünsche Ihnen das beste Gelingen. Und genießen Sie auch

die informellen Runden in der Kaffeepause, in der Mittagspause, denn genau das ist auch der Ort, an dem man über wollen, können, dürfen irgendwie auch nochmal ganz gut ins Gespräch kommen kann. Ich selbst werde mich sofort wieder aus der Tür schleichen und werde mir berichten lassen, was ihr diskutiert habt. Herzlichen Dank und herzlich willkommen nochmal.

1.3 Begrüßung durch die Moderatorin

Dipl. Päd. Marion Limbach-Perl

Die Moderation des Fachtags übernimmt Diplom-Pädagogin und ifoebb-Mitglied Marion Limbach-Perl, die sich nach einer herzlichen Begrüßung der Anwesenden kurz vorstellt.

Sie erläutert, dass mit dem Thema des Fachtags das Handeln in stationären Einrichtungen fokussiert und gleichzeitig der Blick auf unterschiedliche, in stationären Einrichtungen lebende Altersgruppen (Kleinkinder, Kinder, Jugendliche und alte Menschen) geweitet werden soll.

Erfahrungen aus der frühen Kindheit seien bis ins hohe Alter wirksam. Für die eigene pädagogische Haltung sei daher nicht nur das Beobachten wichtig, sondern insbesondere das verstehen Wollen der individuellen Bedeutung des Geschehenen.

Sie verweist weiter auf das Vorwort von Karin und Klaus Grossmann zum „Handbuch Kinder in den ersten drei Lebensjahren“. Darin erklären die beiden, dass die unter 3-jährigen Kinder, die wir aktuell erziehen, bilden und betreuen in dreißig bis vierzig Jahren unseren Staat und das Zusammenleben gestalten und durch ihre soziale Gesetzgebung beispielsweise die Qualität der außerfamiliären Altenpflege festlegen werden. Dabei wird ihnen die Qualität, die sie in der Betreuung erfahren haben, maßgeblich als Vorbild für ihr späteres Handeln dienen. Ausgehend von dieser Erklärung weist die Moderatorin auf die Komplexität des Themas hin.

2. Bewegter Einstieg

Moderation: Dipl. Päd. Marion Limbach-Perl

Nach einem Überblick über den Ablauf des Fachtags erklärt die Moderatorin den sogenannten bewegten Einstieg. Dieser soll eine Annäherung an das Thema über die persönlichen Gedanken und Assoziationen der Teilnehmenden ermöglichen.

Die Teilnehmenden werden gebeten, eine bestimmte Perspektive einzunehmen, wobei sie sich zwischen der Perspektive Kleinkind, Kind, Jugendliche/r und alter Mensch entscheiden können. Anschließend werden vier Gruppen gebildet, in denen alle vier Perspektiven gleichmäßig vertreten sind. Die Gruppen werden reihum an vier Stationen geschickt, an denen sie sich zu den Themen Wohnlichkeit, Alleinsein und Geselligkeit sowie Anregung und „Satt Warm Sauber“ austauschen sollen. An den Stationen werden jeweils Leitfragen gestellt, der Austausch wird moderiert und die Ergebnisse auf Flipcharts festgehalten.

Im Folgenden werden die Ergebnisse der Gruppen aus den vier Stationen zusammengefasst dargestellt.

Station 1: „Was brauche ich, damit es mir wohnlich ist? Welche Umgebung wünsche ich mir?“

Um sich wohnlich zu fühlen, möchten alle vier Altersgruppen laut Teilnehmenden an der Gestaltung der Räume beteiligt werden. Für Kleinkinder sollen Räume in erster Linie veränderbar, vorbereitet und geschützt sein. Bereits bei Kindern wird das Bedürfnis gesehen, dass Räume nicht nur veränderbar, sondern auch individualisierbar sein sollen. Noch mehr möchten nach Annahme der Teilnehmenden jedoch Jugendliche und alte Menschen ihre Räume nach ihrem individuellen Geschmack gestalten und mit persönlichen Gegenständen einrichten.

Die gewünschte Ausgestaltung der Räume wird von den Teilnehmenden nach Altersgruppe unterschiedlich beschrieben. Für Kleinkinder werden helle Farben, sowie das Vorhandensein von Stofftieren, Kuscheldecken und einer Wärmelampe am Wickeltisch angeführt. Bei Kindern stehen unterschiedliche Spielsachen und Spielgele-

genheiten, sowie Raum zum Toben und Spielen im Mittelpunkt der Überlegungen. Für Jugendliche wird vor allem der Wunsch betont, den Raum vor der Außenwelt abzusichern und abschließen zu können. Außerdem spielt bei ihnen der Gemütsaspekt der Räume mit zahlreichen Liegegelegenheiten eine Rolle. Für alte Menschen sehen die Teilnehmenden vor allem die Raumgestaltung mit eigenen Möbeln und Erinnerungsstücken als wichtig an.

Das Bedürfnis über Ordnung und Unordnung in ihren Räumen selbst entscheiden zu können führen die Teilnehmenden bei Kindern, Jugendlichen und alten Menschen an. Zudem möchten die genannten Altersgruppen eigene Regeln für ihre Räume aufstellen, oder am Aufstellen und Ausgestalten der Regeln zumindest beteiligt werden. Besonders Jugendliche und alte Menschen wollen nach Annahme der Teilnehmenden selbst darüber entscheiden können, mit wem sie Raum und Zeit teilen, wer zu Besuch kommen und ihre Räume betreten darf. Die Entscheidung darüber, sich in Gesellschaft zu begeben und die Möglichkeit, Gemeinschaftsräume selbstständig zu betreten werden für alle vier Altersgruppen angeführt.

Als besonders bedeutsam wird auch die Nähe zur Familie und vertrauten Personen erachtet, da mit vertrauten Personen ein Geborgenheits- und Sicherheitsgefühl einhergeht. Diesen Aspekt führen die Teilnehmenden für Kleinkinder, Kinder und alte Menschen an, lediglich bei Jugendlichen gehen sie nicht darauf ein.

Besonders bei Jugendlichen, aber auch bei Kindern und alten Menschen sehen die Teilnehmenden den Wunsch, sich im virtuellen Raum bewegen, oder den Umgang damit erlernen zu können. In diesem Zusammenhang wird vor allem auf funktionierendes WLAN verwiesen.

Zudem wünschen sich Kinder und Jugendliche Tiere in der Umgebung, oder wenn möglich sogar eigene Haustiere.

Auch die Umgebung der Institutionen spielt nach Annahme der Teilnehmenden eine wichtige Rolle. So ist für Kinder eine verkehrssichere Umgebung und Raum zum Spielen wünschenswert. Für Jugendliche und alte Menschen wird eine zentrale Lage

der Institution, eingebettet sein in die Gemeinde, der Zugang zu Parks und die Anbindung in die Innenstadt als besonders wichtig erachtet.

Station 2: „Alleinsein-Geselligkeit. Welche Art der Unterstützung täte mir gut? Es gibt Zeiten, da bin ich gerne allein, es gibt Zeiten, da bin ich gerne gesellig. Welche Art der Unterstützung täte mir gut?“

Als Einstieg in das Thema der zweiten Station werden die Teilnehmenden von der Moderatorin gebeten, sich auf eine Fantasiereise zu begeben und danach die Frage zu beantworten, welche Art der Unterstützung sie sich aus Perspektive eines Kleinkindes, Kindes, Jugendlichen oder alten Menschen im Zusammenhang mit Alleinsein und Geselligkeit wünschen würden.

Die Teilnehmenden gehen davon aus, dass Kleinkindern das Alleinsein schwer fällt. Besonders beim Aufwachen und der Organisation des Alltags sehen sie Unterstützungsbedarf. Zudem brauchen Kleinkinder die Gewissheit, dass bei Bedarf Hilfe vor Ort ist.

Auch sehen die Teilnehmenden bei Kleinkindern einen Wunsch nach Geselligkeit, wobei diese im kleinsten Raum angesiedelt sein soll.

Bei Kindern nehmen die Teilnehmenden ein großes Entwicklungspotential an, das mit guten Chancen einhergeht, auch Phasen des Alleinseins erfolgreich zu überwinden. Eine Schwierigkeit sehen sie jedoch darin, dass Kinder ihre Nöte noch nicht in Worte fassen können. Auch Selbstwahrnehmung und Persönlichkeit sind bei Kindern noch nicht vollständig entwickelt, sodass diese noch nicht in der Lage sind, Gefühle und Gedanken auch in Bezug auf das Alleinsein richtig einzuordnen. Ähnlich wie Kleinkinder wünschen sich auch Kinder Hilfe und haben Sorge darum, wer für sie da ist, wenn sie sich allein fühlen.

Im Zusammenhang mit Geselligkeit sehen die Teilnehmenden bei Kindern vor allem den Wunsch nach gemeinsamer Bewegung und dem Spielen im Freien.

Jugendliche, so die weitere Annahme, verbringen gerne freiwillig Zeit allein und das Alleinsein ist bei ihnen kein Zeichen für Isolation und Depression. Sie haben den Wunsch, ihre Ruhe zu haben, um beispielsweise ungestört in ihrem Zimmer mit

Freunden zu chatten. Als problematisch sehen es die Teilnehmenden dagegen an, wenn Jugendliche zum Alleinsein gezwungen werden, z.B. als Bestrafung oder als Folge sozialer Ängste. Außerdem haben auch Jugendliche den Wunsch, Unterstützung durch vertraute Personen zu erhalten, wobei insbesondere die emotionale Unterstützung als wichtig angesehen wird.

Bei alten Menschen beschreiben die Teilnehmenden vielfältige Ursachen für das Alleinsein. Oft ist die Familie der Bezugspunkt des Soziallebens alter Menschen. Erkrankungen, Todesfälle oder Trennungen sind Gründe dafür, dass sich das Lebensumfeld alter Menschen grundlegend verändert und ein Großteil ihres sozialen Miteinanders wegfällt. Die Teilnehmenden nennen Unfälle und Erkrankungen als häufige Ursache für die Einschränkung der sozialen Teilhabe alter Menschen. Unterstützungsmöglichkeiten sehen sie insbesondere in Hilfsmitteln für die Mobilität. Im gemeinsamen Essen sehen die Teilnehmenden eine Möglichkeit, Gesellschaft und Gemeinschaft für alte Menschen zu schaffen.

Sowohl bei Kleinkindern und Kindern als auch bei alten Menschen nehmen die Teilnehmenden eine große Sorge vor dem Alleinsein an. Bei Jugendlichen dagegen gehen sie davon aus, dass diese gern allein sind und sich Akzeptanz für ihre Entscheidung zum Alleinsein wünschen.

Station 3: „Anregung – mal lass ich mich gerne anregen, mal möchte ich lieber abschalten. Was wünsche ich mir als Unterstützung?“

In Bezug auf Anregung brauchen Kleinkinder laut Teilnehmenden eine bedürfnisorientierte Umgebung sowie Impulse für neue Spiele. Gleichmaßen sind die Feinfühligkeit ihrer Umwelt, sowie das Wahrnehmen und Verstehen ihrer Bedürfnisse besonders wichtig und sie brauchen Zeit, um Neues zu verarbeiten. Kleinkinder möchten neue Dinge ausprobieren, ohne dabei überbehütet zu sein und müssen dennoch vor Reizüberflutung geschützt werden. Um Abschalten und ihrem Ruhebedürfnis nachkommen zu können brauchen sie deshalb einen vertrauten, ruhigen Raum, in dem auch ungestörtes Schlafen möglich ist.

Bei Kindern nehmen die Teilnehmenden den Wunsch nach Abwechslung, Auswahl und Freiraum an. Außerdem sollen Kinder die Möglichkeit bekommen, Emotionen auszuleben und zu verarbeiten. Dafür ist einerseits Zeit allein, andererseits auch der Austausch mit Familie und Freunden wichtig. Anregungen sollen an den Interessen der Kinder orientiert sein. Außerdem halten es die Teilnehmenden für wichtig, dass Kinder eigene Entscheidungen treffen und Anregungen auch ablehnen dürfen. Auch soll dem Bedürfnis der Kinder entsprochen werden, sich in der Natur aufzuhalten und zu bewegen.

Im Gegensatz zu Kleinkindern und Kindern haben Jugendliche laut Teilnehmenden vor allem das Bedürfnis in Ruhe gelassen zu werden. Sie brauchen vor allem funktionierendes WLAN. Angebote für Anregungen sollen den Interessen der Jugendlichen entsprechen. Als besonders wichtig erachten es die Teilnehmenden, den Jugendlichen die Freiheit zu geben, Angebote abzulehnen und Akzeptanz für ihre Entscheidung zu erfahren. Auch wird es als notwendig erachtet, Jugendlichen immer wieder neue Angebote zu machen und wechselnde Entscheidungen auszuhalten. Eine Kontrollinstanz lehnen Jugendliche nach Annahme der Teilnehmenden ab, sie wünschen sich vor allem Freiraum. Auch brauchen sie eine altersgerechte Umgebung, sowie Unterstützung, Austausch und den Besuch von FreundInnen. Sowohl Sport und Bewegung, als auch die Nutzung digitaler Medien wie Videospielen und sozialen Medien sind nach Ansicht der Teilnehmenden für die Jugendlichen zum Ausgleich wichtig.

Alte Menschen, so die Annahme der Teilnehmenden, möchten vor allem altersangemessene Angebote bekommen, die sich an individuellen Bedürfnissen orientieren. Als sinnvoll werden beispielsweise Angebote wie ein Gedächtnistraining erachtet. Außerdem ist es wichtig, individuell auf die alten Menschen einzugehen und herauszufinden was sie benötigen, oder weshalb sie an bestimmten Angeboten nicht teilnehmen wollen. Weiter sehen die Teilnehmenden bei alten Menschen den Wunsch, selbst bestimmen und entscheiden zu können und vom Personal altersangemessen behandelt zu werden. Auch möchten alte Menschen in Gesellschaft positi-

ver Menschen sein, die nicht nur über Krankheit und Leid sprechen. Sie wünschen sich Respekt, Entscheidungsfreiheit und Gesprächsangebote auf Augenhöhe. Die Teilnehmenden sehen bei alten Menschen nicht nur, wie bei Kindern und Jugendlichen, den Wunsch, Besuch von Familie und Freunden zu erhalten, sondern auch die Notwendigkeit eines Ortes der Begegnung, um gegebenenfalls neue Bekanntschaften schließen zu können.

Station 4: „Für meine Grundbedürfnisse ‚satt, warm, sauber‘ brauche ich Unterstützung. Was ist mir dabei wichtig, damit ich mich wohl fühle?“

Damit Kleinkinder sich wohlfühlen können, ist es laut Teilnehmenden nötig, sie vor Reizüberflutung zu bewahren. Auch die Nähe vertrauter Personen beispielsweise beim Füttern oder Wickeln ist wichtig. Fachkräfte sollen sich die Zeit nehmen, die Bedürfnisse von Kleinkindern wahrzunehmen und zu erkennen. Einen besonderen Unterstützungsbedarf sehen die Teilnehmenden beim Schlafen,

Für Kinder erachten es die Teilnehmenden als besonders wichtig, dass diese nicht nur eigene Entscheidungen treffen dürfen, sondern dass ihre Entscheidungen auch berücksichtigt werden. Für sie ist Beteiligung und eine angemessene Kommunikation entscheidend, um sich wohlfühlen zu können.

Bei Jugendlichen sehen die Teilnehmenden vor allem den Wunsch nach Freiräumen und die Ablehnung einer Kontrollinstanz. Die Gemeinschaft mit Gleichaltrigen wird als entscheidend für Jugendliche erachtet. Außerdem wollen Jugendliche einen eigenen abschließbaren Raum und die freie Entscheidung über die eigene Kleidung. Besonders bei der Beschaffung finanzieller Mittel sehen die Teilnehmenden bei Jugendlichen den Wunsch nach Unterstützung.

Bei alten Menschen ist es den Teilnehmenden besonders wichtig, dass sie mit Respekt behandelt werden und Anerkennung für ihre Lebensleistung erfahren. Auch sie benötigen gegebenenfalls Unterstützung z.B. bei der Körperpflege. In diesem Zusammenhang sollen alte Menschen selbst darüber entschieden können, durch wen, wann und wie die Unterstützung ausgeführt wird.

Für alle Altersstufen halten die Teilnehmenden fest, dass sie sich eine altersangemessene und wertschätzende Kommunikation und Sprache wünschen. Genau so sind Selbstwirksamkeitserfahrungen, das Recht auf eigene Erfahrungen und die Möglichkeit, Dinge im eigenen Tempo zu erledigen für alle Altersgruppen wichtig. Fachpersonal soll sich der eigenen Machtposition bewusst sein, diese reflektieren und AdressatInnen an Regeln beteiligen. Verlässlichkeit, Sicherheit und die Wahrung der Intimsphäre sehen die Teilnehmenden als Wünsche aller vier Altersgruppen.

Fazit

Es kann festgehalten werden, dass die Bedürfnisse und Wünsche, die die Teilnehmenden Kleinkindern, Kindern, Jugendlichen und alten Menschen zuschreiben, signifikant ähnlich sind. Aspekte wie Selbst- und Mitbestimmung, Privatsphäre, Anerkennung und Respekt, aber auch zwischenmenschliche Beziehungen und ein Bedürfnis nach Geborgenheit werden für alle Altersgruppen in unterschiedlichen Zusammenhängen als wichtig erachtet. Auch die gewünschte Unterstützung und die Erwartungen an das Fachpersonal sind in den Altersgruppen sehr ähnlich und betreffen insbesondere Wertschätzung und Akzeptanz.

3. Impulsvortrag und Diskussion

3.1 Impulsvortrag „Leben und Wohnen als pädagogische Herausforderung in der stationären Kinder- und Jugendhilfe sowie in der Altenhilfe“

Prof. Dr. Hendrik Trescher, Professor für Erziehungswissenschaften an der Philipps-Universität Marburg

Nach der Kaffeepause hält Prof. Dr. Trescher den Impulsvortrag der Tagung zum Thema „Leben und Wohnen als pädagogische Herausforderung in der stationären Kinder- und Jugendhilfe sowie in der Altenhilfe“.

Nach einer kurzen anekdotischen Erinnerung an seine eigene Studienzeit an der Universität Frankfurt weist er auf die Breite des Themas seines Vortrags hin und er-

klärt, dass seine Annäherung insbesondere über das Thema Wohnen erfolgt, das auch eine Schnittmenge der unterschiedlichen Teilbereiche darstellt. Sein Fokus liegt auf einer theoretischen Perspektive, die er soweit herunterbrechen möchte, dass eine praxisnahe Reflexion für im Handlungsfeld tätige Personen möglich wird.

Gegliedert ist der Vortrag in die Abschnitte Wohnen, Aneignung von Wohnraum, Wohnräume im Hilfesystem, Eruption der Systeme – Corona und pädagogische Herausforderungen.

Wohnen

Zunächst erläutert der Referent, was unter ‚Wohnen‘ zu verstehen ist und bezieht sich hierfür auf die Ausführungen von Kluge und Hasse. Das Wort ‚Wohnen‘ verweist demnach auf die ursprüngliche Bedeutung lieben und schätzen (Kluge 2002, 994) und eine „unauflösbare Einheit von Wohnen und Leben“ (Hasse 2009, 26). Wohnen bedeutet „nicht jede Art räumlich-leiblichen In-der-Welt-Seins“ (Hasse 2009, 33), sondern ist „vielmehr durch Vertrautheit und ein Gefühl des Hingehörens an einen Ort und dessen Gegend gekennzeichnet“ (ebd.). Im Zusammenhang mit Wohnen muss zudem nicht von Orten, sondern von Räumen gesprochen werden, die sich vollziehen. Die Vollzugskraft von Räumen liegt dabei insbesondere in einem Gefühl des Hingehörens, das gerade im Zusammenhang mit pädagogischen Institutionen ein problematisches Thema darstellt. Insbesondere verweist der Referent in diesem Zusammenhang auf Altenheime, psychiatrische Krankenhäuser und die unfreiwillige Unterbringung beispielsweise von Kindern. Da Wohnen kein passives An-einem-Ort-sein bedeutet und Wohnraum kreiert werden muss, ist eine aktive Aneignung und Gestaltung notwendig, denn „der Raum des Wohnenden ist ein Raum des Menschen, der seine Welt aus der Situation seines Lebens heraus erlebt, entfaltet und gestaltet (Hasse 2009, 21). Erkennbar ist darin die Handlungsmächtigkeit, oder die persönliche Handlungsökonomie. Besonders wichtig erachtet der Referent in diesem Zusammenhang die Mitbestimmung. Darüber hinaus stellt Wohnraum laut Hasse (2009) einen Ort der uneingeschränkten Selbstentfaltung im privaten Rückzugsraum dar (29 ff.). Sowohl die Privatsphäre als auch die sogenannte Privatangelegenheit

werden somit eingeschlossen. Der Referent weist darauf hin, dass in pädagogischen Institutionen die Ambivalenz häufig darin besteht, dass teils massive Eingriffe in die Privatsphäre vorgenommen werden, die nur mit der Qualität der Leistung, also beispielsweise der Pflege zu rechtfertigen sind. Die Einschränkung der Privatsphäre bedeute laut Prof. Trescher eine Aushandlungspraxis, die es für pädagogisch Handelnde auszuhalten gilt, wenn die Praxis nicht ihren eigenen Idealen entspricht.

Aneignung von Wohnraum

Der Referent erklärt, dass Raum relational, also weder ein absoluter Behälter- noch ein relativer Zeitraum ist. Es geht vor allem um das, was sich in einem Raum vollzieht und um die Aneignung des Raums. Seine zentrale Frage in diesem Zusammenhang lautet: Als was eignet sich das Subjekt, also der Mensch, den Raum an und als was bringt es den Raum wirklich hervor? Um einen Raum als Wohnraum hervorzu- bringen, so seine Annahme, ist ein Gefühl der Affektivität und des Hingehörens notwendig.

Raum konstituiert sich in wechselseitiger Aushandlung mit dem Subjekt und kann somit als kontingent, also als heimlich wandelbar verstanden werden. Damit befinden sich Räume in einem stetigen Veränderungsprozess, wozu auch jedes einzelne Verhalten von Personen einen Beitrag leistet.

Anhand dreier Faktoren zeigt der Referent auf, wie sich ein Subjekt einen Raum aneignet.

Mit dem ersten Faktor, der Exklusion ist die Frage danach verbunden, wer zu einem Raum zugelassen ist und wer nicht. Auch die Umstände, unter denen eine Person zu einem Raum zugelassen wird, also z.B. Qualifikation oder Notwendigkeit, spielen eine Rolle. In der Lebenspraxis pädagogischer Institutionen geht es, so der Referent, unter anderem um die Fragen, ob Bewohnende Einfluss darauf haben, wer Zugang zu ihren Räumen hat, ob Wohnheime barrierefrei sind, oder ob es Räume gibt, die Bewohnenden vorenthalten werden, wie beispielsweise Büroräume und wer darüber entscheidet.

Der zweite Faktor, das Normale, meint vor allem Regeln und Normen, die in einem Raum gelten, also die Frage danach, was in Räumen zugelassen ist. Durch diese Regeln und Normen wird von den Bewohnenden ein bestimmtes Verhalten abverlangt. Gerade in pädagogischen Institutionen besteht häufig ein edukatorischer Auftrag, aufgrund dessen ein bestimmtes Verhalten eingefordert wird. Lebenspraktisch, so Prof. Trescher, geht es um geteilte Werte und Freiheiten, sowie um die Offenheit für Bewohnende, sich zu äußern und gegebenenfalls andere Ideen anzubringen.

Die Frage danach, wer im Raum sprechen darf und wer gehört wird, findet sich im dritten Faktor, die Sprechenden. Weiter sind damit die Fragen verbunden, welches Gewicht die Worte einzelner Personen haben, ob Bewohnende ein begrenztes Mitspracherecht haben und ob dieses durchbrochen werden kann. Als Praxisbeispiel führt der Referent die Möglichkeit von Bewohnenden an, darüber mitzuentcheiden, wer ihre MitbewohnerInnen sind.

Bei der Aneignung von Wohnraum als pädagogische Herausforderung sieht Prof. Trescher die folgenden Fragen als zentral an: Welche Möglichkeiten haben die Bewohnenden sich zu entfalten? Wie können sie dabei unterstützt werden? Wo werden Entfaltungsspielräume eingeschränkt und ist das wirklich immer nötig?

Da Wohnheim und Bewohnende sich gegenseitig hervorbringen, muss außerdem die Frage danach gestellt werden, welche Menschen oder Subjekte dort hervorgebracht werden, wo Menschen in Wohnheimen betreut werden.

Wohnräume im Hilfesystem

Prof. Trescher führt aus, dass Personen, die in Wohnheimen betreut werden, zumeist zahlreiche Berührungspunkte mit dem Versorgungssystem haben und an vielen Stellen auf staatliche Strukturen treffen. In pädagogischen Einrichtungen, insbesondere in Altenheimen gibt es außerdem oft multiprofessionelle Teams, die Menschen aus unterschiedlichen professionellen Perspektiven heraus betrachten. In diesen Multiprofessionellen Teams besteht die Gefahr, dass Menschen nicht mehr als Menschen, sondern viel mehr als Pflege-, Bepflegungs- oder medizinische Gegenstände gesehen werden. Dadurch werden unterschiedliche Expertisen erforderlich und zahlreiche

unterschiedliche Personen werden als Helfende beteiligt. Da Wohnen auch einen Rückzugsort und ein Refugium gegen andere Menschen bedeutet, kommt ihm innerhalb dieser Versorgungssysteme eine besondere Bedeutung zu.

Die Funktionsweise von Wohnheimen wird insbesondere durch drei Praxen beeinflusst:

1. Äußere formell vorgegebene Praxen, hinter denen zumeist eine Verwaltungslogik steht. Gemeint sind beispielsweise das Wohn- und Betreuungsvertragsgesetz (WBVG), das unter anderem die Ausstattung von Wohnräumen regelt, aber auch angeordnete Unterbringung und feuerpolizeiliche Vorgaben.
2. Innere formell vorgegebene Praxen, wie das Vorhalten von Büros, Bezugsassistenzen, Aufgabenpläne und Ähnliches. Diese Vorgaben wirken stark formalisierend. Hier besteht die Gefahr, dass eine klassische Entfremdungspraxis stattfinden kann. Prof. Trescher erläutert, dass einerseits diese Formalisierungen notwendig sind, andererseits wird durch sie die positive Aneignung mit einem Gefühl des Hingehörens erschwert, indem Handlungsspielräume eingeschränkt werden, was eine Form der Fremdbestimmung darstellt.
3. Innere informelle Praxen sind beispielsweise die zeitliche Optimierung von Dokumentationen oder Pflegeleistungen. Im Zusammenhang pädagogischer Institutionen werden, so Prof. Trescher, unter Vorgabe der Gefährdung bzw. der Sicherheit zunehmend Vorgaben darüber gemacht, was erlaubt ist. Das Leben wird dadurch weiter formalisiert, was zu einer größeren Entfremdung führt. Auch gibt es Vorgaben, die von Institutionen, Teams oder einzelnen handelnden Personen selbst festgelegt und in die Praxis übernommen werden.

Die pädagogische Herausforderung liegt vor allem darin, Nischen zu finden, in denen eine Ermöglichungspraxis geschaffen werden kann, sodass eine positive Aneignung als Wohnen ermöglicht wird. Pädagogisch Handelnde bewegen sich damit in einem Spannungsfeld. Einerseits soll eine Ermöglichungspraxis geschaffen werden. Andererseits gibt es zahlreiche gesetzliche Vorgaben, die es zu beachten gilt, um sich nicht strafbar zu machen. Laut Prof. Trescher birgt pädagogisches Handeln in Insti-

tutionen immer die Gefahr des Scheiterns, gleichzeitig jedoch auch große, gewinnbringende Chancen.

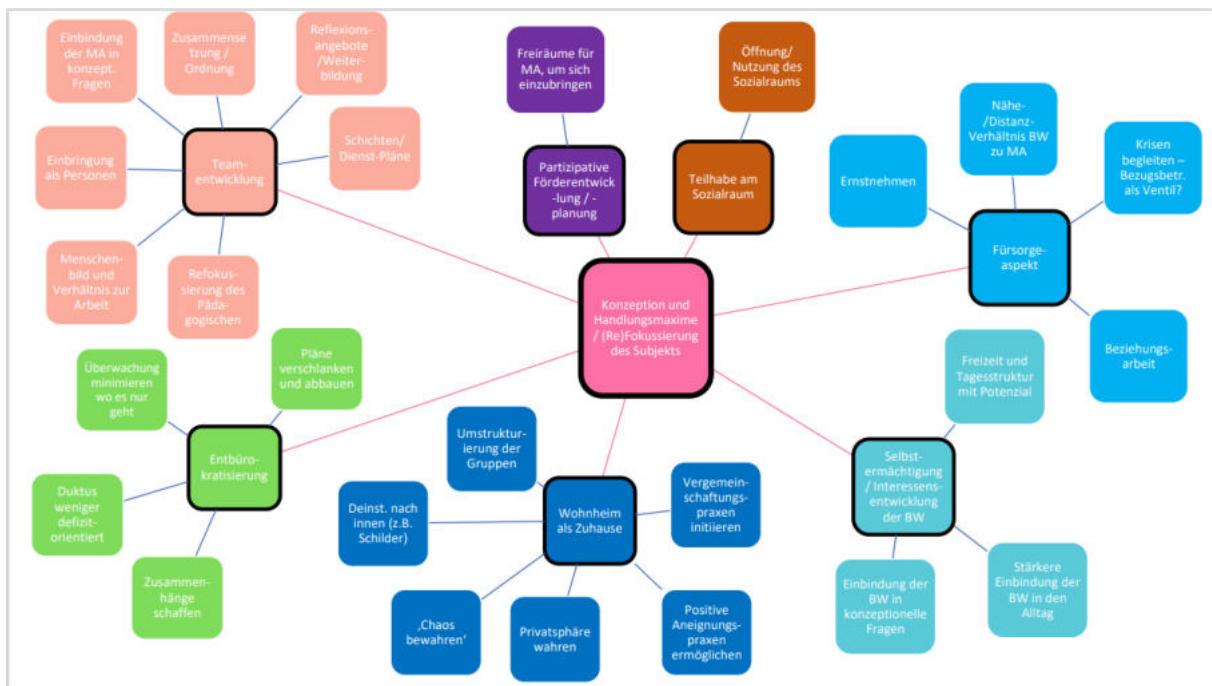
Eruption der Systeme – Corona

Aus seinen Erfahrungen mit unterschiedlichen Projekten zum Thema Corona zieht Prof. Trescher den Schluss, dass es zu kurz gedacht ist, nur den Wohnort Wohnheim im Blick zu haben. Gerade in pädagogischen Zusammenhängen ist es notwendig zu sehen, dass Wohneinrichtungen keine abgeschlossenen Systeme, sondern Teil der Gesellschaft sind. Besonders auffällig ist das beispielsweise, wenn bei Jugendlichen aufgrund der Lockdowns der tägliche Schulbesuch und andere Aktivitäten außerhalb des Wohnheims wegfallen. Prof. Trescher sieht bei vielen Einrichtungen Öffnungspotenzial nach außen und verweist auf die klassische Lage von Wohneinrichtungen am Rande der Stadt. Andererseits, so berichtet er weiter, ist durch Corona auch die Chance einer Vergemeinschaftung entstanden, die bisher in bestimmten Institutionen nicht bestanden hat. So sind beispielsweise erstmals Freundschaften unter Bewohnenden einer Behinderteneinrichtung entstanden und auch neue pädagogische Beziehungen haben sich entwickelt.

pädagogische Herausforderungen

Auf der analytischen Ebene nimmt Prof. Trescher die Wohneinrichtung als Dreieck mit dem Fokus Bewohnende, dem Fokus Mitarbeitende und dem Fokus strukturelle Gegebenheiten in den Blick

Aus unterschiedlichen Forschungen heraus hat er eine Reflexionsfolie entwickelt, die Konzeption, Handlungsmaximen und die (Re)Fokussierung des Subjekts, also die Frage danach, wie die Bewohnenden in den Fokus genommen werden können, in den Mittelpunkt stellt.



© Prof. Dr. Hendrik Trescher

Ein wichtiger Punkt ist dabei stets das Thema Teamentwicklung. In pädagogischen Institutionen soll Wohnraum kreiert und Menschen darin unterstützt und gefördert werden, sich Wohnraum als Zuhause anzueignen. Gezielt wird zur Erfüllung dieser Aufgaben pädagogisches Personal statt Robotern und Computern eingesetzt. Pädagogisch tätige Personen müssen demnach besonders auch als Menschen und nicht rein technisch gesehen werden. Entscheidend sind die Fragen nach dem vertretenen Menschenbild und die (Re)Fokussierung des Pädagogischen, also die Frage nach der Arbeit mit den Bewohnenden als dem eigentlichen Ziel.

Neben der partizipativen Förderentwicklung und dem Freiraum für Mitarbeitende sich pädagogisch einzubringen, ist auch die Teilhabe am Sozialraum, also die Rolle einer Institution im sozialen Gefüge, bedeutend.

Besonders wichtig ist dem Referenten der Aspekt der Entbürokratisierung. Er weist auf die bürokratische Überformung des Subjekts hin, die der Praxis pädagogischer Institutionen häufig inne wohnt und betont, dass es um ein Menschenbild gehen muss, das eine positive Aneignungspraxis ermöglicht, anstatt in Abgrenzung zur Person zu gehen. Er fordert dazu auf, Überwachung wo immer es geht zu minimieren, denn „[...] die Würde liegt im Risiko, im Risiko des nicht Wissens.“ Dem

Schutzgedanken stellt er die hohe Bedeutung der Privatsphäre gegenüber und stellt fest, dass in jeder Form der Überwachung auch immer die Potenz der Regulierung liegt. Die Potenz der Regulierung ist nicht nur eine klassische Ursache für eine Entfremdungspraxis, sie erschwert auch eine Aneignung als zu Hause massiv. Entbürokratisierung schließt zudem ein, Pläne zu verschlanken, die teils nur für sich selbst existieren.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist der Fürsorgeaspekt und damit einhergehend die Frage danach, was der Mensch eigentlich braucht. Laut Trescher ist das insbesondere Liebe. Gemeint ist dabei nicht die partnerschaftliche Liebe, sondern die Liebe zu einem Ort und das Gefühl des Hingehörens, das von Personen kreiert werden kann. Zu diesem emotionalen Aspekt gehört weiter auch das Eingehen auf die Bedarfe der Bewohnenden, wobei sowohl die Themen Nähe und Distanz, als auch die Begleitung in Krisensituationen eine Rolle spielen.

Auch Selbstermächtigung und Interessenentwicklung der Bewohnenden, also deren Einbindung in konzeptionelle Fragen und die Gestaltung des Alltags sind wichtig um Wohnraum hervorzubringen. Unerlässlich sind in diesem Zusammenhang Aus- handlung und die aktive Beteiligung der Bewohnenden.

Das Wohnheim als zu Hause schließt insbesondere Aspekte wie die Umstrukturierung von Gruppen, Vergemeinschaftungspraxen, den Dienst nach innen, das Wahren der Privatsphäre und die Ermöglichung positiver Aneignungspraxen ein.

Zuletzt verweist der Referent auf seinen Lieblingsaspekt Chaos bewahren, denn nur im Chaos könne sich der Mensch wohlfühlen. Die Forderungen, die teils in pädagogischen Institutionen in Bezug auf die Beziehung zu Mitbewohnenden oder im Zusammenhang mit Hygiene gestellt werden, würde laut Prof. Trescher im privaten Raum niemand so leben.

Am Ende des Vortrags fasst der Referent die pädagogischen Herausforderungen zusammen. Insbesondere geht es darum, Nischen zu suchen und Scheitern zu riskieren und zu akzeptieren. Außerdem braucht es Konzepte, die jedoch, wenn sie zu weich formuliert sind, ein Problem darstellen, da jede und jeder nach einem eigenem Kon-

zept arbeiten und letztlich tun und lassen kann, was er oder sie möchte. An manchen Stellen müssen Konzepte deshalb hart sein, z.B. wenn es um das Menschenbild, oder den pädagogischen Ansatz geht, der verfolgt werden soll. Es geht dabei um die Frage, wie im Konstrukt der bürokratischen Überformung des Subjekts und in der Ambivalenz des aufgezeigten Spannungsverhältnisses den Menschen eine positive Aneignungspraxis ermöglicht und Geliebtheit geschaffen werden kann. Denn das sei letzten Endes das, worum es gehe, so Prof. Trescher zum Abschluss.

3.2 Diskussion und Anmerkungen zum Impulsvortrag

Nach dem Impulsvortrag von Prof. Dr. Trescher bittet die Moderatorin Marion Limbach-Perl die Teilnehmenden, ihre Fragen an den Referenten zu richten, und ihre Gedanken zum Vortrag mit dem Plenum zu teilen.

Eine Teilnehmerin merkt an, dass durch den Vortrag deutlich wurde, dass Wohnen ein Teil von Identitätsbildung ist, was jedoch weder im Bereich Kinder- und Jugendhilfe, noch im Bereich Altenhilfe Thema ist. Wohnen als Sozialisationsinstanz sollte ihrer Ansicht nach in den Hilfeplanungen der Kinder- und Jugendhilfe, aber auch der Altenhilfe dringend stärker berücksichtigt werden. Aktuell kommt das Thema Wohnen in diesem Zusammenhang erst langsam ins Bewusstsein.

Eine andere Teilnehmerin merkt an, dass sie den Vortrag als kurzweilig empfunden hat und dass deutlich wurde, dass es sich um ein Herzensthema Treschers handelt. Sie möchte sich auf jeden Fall Zeit nehmen, sich noch einmal eingehend mit der Mindmap aus der Präsentation auseinander zusetzen und stellt fest, dass diese unter dem Gesichtspunkt, dass Wohnen etwas Identitätsstiftendes ist, auf sämtliche Einrichtungen übertragen werden kann. Hier kann dann gefragt werden, was die professionellen Aufgaben sind und wie Professionalität sich einbringen kann.

Prof. Dr. Trescher erklärt, dass die Folie auch so entstanden ist, nämlich aus verschiedenen Wohnsettings heraus.

Ein Teilnehmer erklärt, dass er sich als Einrichtungsleiter und Geschäftsführer bei der Lebenshilfe mit denselben Themen befasst, wie die Kinder- und Jugendhilfe und

die Seniorenpflege. Er weist darauf hin, dass im Bundesteilhabegesetz und dessen Umsetzung die Chance verpasst wird, das Element Wohnen, wie es im Impulsvortrag dargestellt wurde, auf der Regelungsebene zu verankern. Durch zahlreiche Normierungen und Gesetze wird Wohnen verunmöglicht und da die Reform nicht entsprechend genutzt wird, wird Wohnen auch in Zukunft verunmöglicht. Die Möglichkeiten für einzelne Träger und AdressatInnen, wie sie auf der Folie dargestellt sind, sind stark eingeschränkt, was seiner Ansicht nach als strukturelle Gewalt definiert werden sollte. Im gleichen Maß, in dem Normierungen über AdressatInnen und Träger ausgeschüttet werden, so seine Annahme, wird das Element des Wohnens unmöglich gemacht.

Prof. Dr. Trescher greift diesen Gedanken auf, stimmt jedoch nur teilweise zu. Er weist darauf hin, dass ein Gesetz niemals Wohnen schaffen kann, sondern nur Menschen das können. Zwar kann ein Gesetz einen Rahmen schaffen, in dem Wohnen kaum ermöglicht wird, jedoch gibt es die Nischen als Handlungsspielräume. Er warnt davor, allzu schwarz zu sehen, auch wenn es im Alltag oft so aussieht. Er selbst ist zwar eigentlich ein pessimistischer Mensch, als Pädagoge bleibt ihm aber keine andere Wahl, als optimistisch zu sein und zu fragen, wo die Nischen sind. Diese, so seine Empfehlung, müssen gesucht und gefunden werden, wobei selbstverständlich auch die Gefahr des Scheiterns in der Praxis besteht. Er sieht Handlungsspielräume, die es zu nutzen gilt und gerade im Einzelfall ist es der Praxis wichtig zu sehen, wer mit wem arbeitet, was letztlich auch Wohnen ausmacht. Er stellt fest: „Also letzten Endes sind wir nicht komplett handlungsunfähig.“

Auch die Moderatorin empfiehlt, sich den professionellen Optimismus zu erhalten. Hierfür kann es ihrer Meinung nach hilfreich sein zurückzuschauen auf das was bereits erreicht wurde und davon ausgehend zu überlegen, wie es noch besser geht.

Zuletzt betont eine Teilnehmerin, dass ihr das Eingehen Prof. Treschers auf emotionale Aspekte und explizit auch auf den Aspekt Liebe besonders gut gefallen hat. Diese Aspekte finden ihrer Erfahrung nach sowohl in der Praxis der Kinder- und Jugendhilfe als auch der Altenhilfe viel zu selten Beachtung.

4. Interview mit Professorin Dr. Heide Kallert

Prof. Dr. Heide Kallert (Erziehungswissenschaftlerin) und Prof. Dr. Dagmar Beinzger (Vorsitzende des ifoebb)

Nach der Mittagspause führt die Vorsitzende Prof. Dr. Dagmar Beinzger ein Interview mit der Erziehungswissenschaftlerin Prof. Dr. Heide Kallert um zu klären, wie die Idee für das Thema des Fachtags entstanden ist.

Prof. Beinzger: Ich hatte ja versprochen, dass wir das nochmal klären, wie wir eigentlich dazu gekommen sind, diese beiden Bereiche zusammen zu denken. Und deshalb ein kurzes Interview mit Frau Prof. Heide Kallert.

Heide, Du warst über dreißig Jahre Professorin im Fachbereich Erziehungswissenschaften und hast Dich sehr intensiv mit Heimerziehung beschäftigt. Und nach Deiner Emeritierung hast Du den Verein ifoebb gegründet.

Prof. Kallert: Mit...

Prof. Beinzger: Mit gegründet, 2002, ja. Und auch hier lag der Schwerpunkt im Bereich der familialen und öffentlichen Erziehung von Kindern und Jugendlichen. Und jetzt meine Frage: Welche Intention, welchen Anlass gab es denn, diese beiden Bereiche, stationäre Jugendhilfe und stationäre Unterbringung von alten Menschen, zusammen zu denken?

Prof. Kallert: Ja, dass wir jetzt dieses Interview nach dem Vortrag von Herrn Trescher führen, das erschien mir im ersten Moment so ein bisschen schwierig, dass wir nicht als erstes vorhin gesagt haben, wie sind wir denn da drauf gekommen, Altenheime und Heimerziehung für Kinder und Jugendliche gemeinsam zum Thema zu machen. Aber jetzt ist es viel konkreter, glaub ich. Gerade durch den

Aspekt ‚Wohnen‘, der in den letzten Jahrzehnten, vielleicht nur Jahren, so stark in die Diskussion, die wissenschaftliche Diskussion auch gekommen ist, wird das was wir als gemeinsame Elemente von Kinder- und Jugendheimen und Altenheimen gesehen haben viel konkreter und deutlicher, denk ich mir. Ja. Du hast nach den Anlässen gefragt. Das waren eigentlich zwei Anlässe. Der eine war die Ausstellung über Heimerziehung zwischen 1945 und 1975 die in der ‚Stiftung Waisenhaus‘ hier in Frankfurt, vor gut einem Jahr, also Ende 2021, für einige Wochen zu sehen war. Und bei der Planung hatte auf einmal eine der Kuratorinnen der Ausstellung die Idee gehabt: Haben wir eigentlich je gefragt, was diejenigen, die damals Kinder in der Heimerziehung waren - die sind jetzt ungefähr in einem Alter, dass sie in ein Altenheim kommen können - haben wir je gefragt, wie das eigentlich auf sie wirkt, wenn wieder eine Menge vom Tageslauf geregelt ist, sehr viel kontrolliert wird, sehr viel dokumentiert wird? Wie nehmen die das auf, was sie aus ihrer Kindheit kennen und was bedeutet das für sie, wenn sie so vieles wiedererkennen, vielleicht auch schmerzlich wiedererkennen? Das war der eine Anlass. Und dazu hab ich dort auch einen Vortrag halten dürfen, der damals aber eher, ja spekulativ möchte ich nicht sagen, aber doch die Linien versucht auszuziehen von dem, was wir wissen über Kinder- und Jugendheime und was wir auch wissen über Seniorenheime und Altenheime, was denn da für Zusammenhänge sein könnten und grade wenn man den Lebenslauf betrachtet, wie das auf damalige Heimkinder wirken kann. Da kam mir, bei der Vorbereitung meines Vortrags sehr zu pass, dass es gerade damals schon mehrere Studien gab, aber eine ganz besonders, auf die ich auch wahrscheinlich im Interview noch eingehen kann ein bisschen, nämlich Studien über sogenannte

‚Careleaver‘. Das sind die jungen Menschen, die aus der Heimerziehung, aus einer Menge von Hilfen für Kinder und Jugendliche, aber speziell stationäre Hilfen, entlassen werden. Und die werden genauer betrachtet, weil man merkt, dass dort noch Hilfen notwendig sind. Und aber werden auch insofern genau betrachtet, als man versucht, in Form von Langzeitstudien, oder von Rückerinnerungen ihren Lebenslauf, wie der weiter ging genauer zu betrachten. Und es wird also in diesen Studien gefragt: Wie wird eigentlich das Ziel, dass die ‚Careleaver‘ von da an selbstbestimmt ihr Leben führen können, wie wird das eigentlich verwirklicht und erreicht? Was müssen die Jugendlichen, oder sollten die Jugendlichen denn mitbringen, damit sie dann ein selbstbestimmtes Leben führen können. Da kommt ein moderner Begriff in den Mittelpunkt, der heißt ‚Agency‘. ‚Agency‘ da ist das lateinische Wort ‚agere‘, handeln, drin. Und Herr Trescher hat es auch erwähnt, es stecken so drei Aspekte von Handeln da drin: Handlungsmächtigkeit, Handlungsfähigkeit und Handlungsbefähigung. Es tritt also in das Zentrum der Aufmerksamkeit, wie wird denn mit diesen drei Begriffen, wie werden die denn in pädagogisches Handeln umgesetzt, um dann auch Wirkungen bei den Jugendlichen zu zeigen? Also die Fortführung des Weges von Kindern bis zum ‚Careleaving‘ und dann darüber hinaus. Im Grund, welche Möglichkeiten haben diese Menschen dann selbst zu handeln? Bis hin zu, welche Möglichkeiten haben denn alte Menschen, unabhängig davon, ob sie mal Heimkinder waren oder nicht, welche Möglichkeiten haben alte Menschen speziell im Altenheim, selbstbestimmt zu handeln? Überhaupt Spielräume für sich zu finden und die auch zu nutzen? Und das ist jetzt wieder bei dem Vortrag über wohnen so deutlich geworden, was alles anscheinend nicht geht und wo

Spielräume zu finden sein könnten.

Prof. Beinzger: Gibt es denn konkrete Ergebnisse, wo die Verbindungen sind, oder würde das jetzt zu weit führen?

Prof. Kallert: Ja, also ich will es kurz machen, weil Sie haben ja bestimmt alle schon Hunger. Der Untertitel dieser Studie, die heißt „Lebensverläufe nach der Heimerziehung“, diese sehe ich als besonders weiterführend an. Die fasst das insgesamt ernüchternde Ergebnis im Untertitel zusammen und den hab ich mir extra aufgeschrieben, um ihn wörtlich zitieren zu können. Der Untertitel heißt: „Wie ein ermüdendes Erkämpfen individueller Handlungsspielräume Biographien prägt“. Also das ganze Buch heißt „Lebensverläufe nach der Heimerziehung“ und der Untertitel „Ein ermüdendes Erkämpfen individueller Handlungsspielräume“, hatte die Biographien geprägt. Nicht alle und nicht immer, aber das generelle Ergebnis von diesen vielen Interviews, die darin geführt wurden, bringt dies zum Vorschein.

Prof. Beinzger: In diesem Titel wird das ja auch sehr deutlich. Also ist das eine biographische Forschung?

Prof. Kallert: Ja.

Prof. Beinzger: Das heißt, die ‚Careleaver‘ und Jugendlichen haben ihre Eindrücke geschildert?

Prof. Kallert: Ja, ich denke sie werden sogar gefragt nach ihren Eindrücken und Erinnerungen aus der Heimerziehung und dann, wie sie dieses Selbstständig werden in Anführungszeichen erfahren haben und erlebt haben und welche Gefühle sie dabei hatten.

Prof. Beinzger: Also sehr subjektive, biographische Ansätze, die dort zum Tragen kommen?

Frau Kallert: Ja.

Frau Beinzger: Gibt es denn da auch noch eine Verbindung zur Altenhilfe oder zu

Altenheimen? Gibt es da auch vielleicht ein Zitat, was das so ein bisschen aufgreift?

Prof. Kallert: Ja. Also dabei war etwas sehr erhellend für mich. Diese Kinder und Jugendlichen wurden gefragt, wie das denn für sie war, als sie ins Heim gekommen sind. Und das Zitat: „Die Platzierung kam unerwartet. Sie ging schnell von statten und war oft mit Trauer, Wut und Ängsten verbunden. Die Kinder nahmen sich als abgegeben, verfrachtet oder abgeliefert wahr.“ Und da ist ja, wenn man irgendwie Kontakt zu Menschen im Altenheim hat, oder zu Altenheimen auch generell von der Mitarbeiterseite, liegt die Parallele auf der Hand. Wie viele alte Menschen werden zum Beispiel unmittelbar nach einem Krankenhausaufenthalt auch verfrachtet, abgeliefert, abgegeben, oder nehmen es so wahr? Wie viele, relativ wenige, aber für die gilt dann was ganz anderes, die ohne krank gewesen zu sein, oder ohne schon ganz und gar hilfsbedürftig zu sein das Heim selber gewählt haben, den Zeitpunkt selber gewählt haben und dann eben selbstbestimmt da eingezogen sind. Die meisten nehmen es passiv erleidend wahr, ihre eigene Aufnahme ins Altenheim.

Prof. Beinzger: Um nochmal anzuknüpfen an den Vortrag von dem Herrn Prof. Trescher. Welche pädagogischen Möglichkeiten gäbe es denn, diese Gefühle der Erschütterung, wir wollen es mal Erschütterung nennen, umzugehen? Welche, um mit Herrn Treschers Worten zu sprechen, welche Spielräume, welche pädagogischen Spielräume würdest Du denn sehen, die man da vielleicht entdecken könnte?

Prof. Kallert: Eine Kernerkenntnis all dieser ‚Careleaver und Careleaverinnen‘, um das Englische mit dem Deutschen zu verbinden und dann auch generisch anspruchsvoll zu sein, also diese ‚Careleaverinnen‘ sagen übereinstimmend, es werde zum Zeitpunkt der Entlassung aus

dem Heim eine Individualität gefordert, die im Heimalltag nicht nur kaum anerkannt, sondern sogar systematisch verunmöglicht wurde. Das knüpft wunderbar an, an alles, was wir gehört haben. Und die Autoren der Studie die ziehen nun fachliche Konsequenzen. Die eine liegt auf der Hand. „Zum einen sei Partizipation bei relevanten Übergängen und Entscheidungen auch schon in der Kindheit bei der Heimaufnahme von essentieller Bedeutung“. Diese Partizipation soll immer möglich sein, Beteiligung soll immer möglich sein, das ist ja geradezu gesetzlich verankert und ist Commonsense in der Fachwelt, auch wenn jede, alle die mit Heimaufnahme zu tun haben uns gleichzeitig sagen werden, es kann aber nicht immer ermöglicht werden, dass die Kinder wirklich mitbestimmen und beteiligt werden. Aber darüber hinaus plädieren die Autorinnen eben geradezu für eine revolutionäre neue Sichtweise. Und das hast Du schon angesprochen, die liegt in der konsequent biographischen Perspektive. Dort stellen sie eben wirklich eine revolutionäre Forderung, dass die Hilfeleistenden den Anspruch an sich selbst haben sollen, dass „[...] ihre Angebote so gestaltet werden, dass sie sich in die biographische Handlungsplanung und die individuellen sozialen Beziehungen“ - sind jetzt wieder Zitate- „des Hilfeempfängers oder der Hilfeempfängerin integrieren lassen“. Die Hilfeangebote sollen also nicht primär das Ziel haben, was sie auf Druck der Verwaltung der Personen häufig haben, dass die Adressatinnen sich strukturell integrieren in das, was sie vorfinden im Heim, sondern die Hilfeangebote sollen von deren individueller Perspektive ausgehen und deren Gefühle auch berücksichtigen. Etwas, was wirklich ganz neu und revolutionär ist, wie wir ja auch in der Diskussion jetzt eben schon gehört haben.

Prof. Beinzger: In der Altenarbeit gibt es ja Biographiearbeit. Wäre das denn eine

Form der Intervention, oder was ist von dieser Form der biographischen Arbeit zu halten? Ist das eine Möglichkeit?

Prof. Kallert: Ja darüber hab ich sehr nachgedacht, weil das ja so nahe an dieser Forderung zu liegen scheint. Aber so viel ich darüber weiß, wird Biographiearbeit sehr oft so verstanden, dass entweder von den Angehörigen oder auch von den Betroffenen selbst, wenn sie das noch sagen und erzählen können, möglichst viele Daten und Fakten aus ihrem Lebenslauf zusammengetragen werden. Und die Mitarbeiterinnen sind dann der Meinung, wenn wir darauf mit eingehen können, wenn wir viel wissen, über den Lebenslauf, dann werden wir wohl eine gewisse Nähe herstellen können. Aber denken wir grade an die ehemaligen Heimkinder, das haben die auch in dieser Studie ganz explizit geäußert, das bedeutet wieder, wenn die Mitarbeiterinnen im Altenheim wissen: Meine Kindheit hab ich im Kinder- und Jugendheim verbracht dann halten sie das, vielleicht mit Recht, für was so Zentrales, dass ich wieder auf diese Eigenschaft, die mich mein ganzes Leben, so erzählen es nämlich die Kinder und Jugendlichen, hat es mich immer begleitet, dass ich ja das ehemalige Heimkind bin und manches entschuldigt oder erklärt werden muss, weil ich ja das ehemalige Heimkind war. Und das käme dann nun bei der Biographiearbeit sehr leicht wieder in den Mittelpunkt. Aber auch bei anderen kann es sein, dass eine Art Re-Traumatisierung zustande kommt. Dass Ereignisse gefragt und erzählt werden, die so schmerzlich waren, dass sie bis her verdrängt werden mussten, um das Überleben überhaupt zu ermöglichen. Und wenn die dann nun auf einmal zum Vorschein kommen und ganz ganz schmerzlich und schwierig auch wieder in der Beziehung sein können.

Prof. Beinzger: Also Biographiearbeit ist Deiner Meinung nach eine Möglichkeit,

aber es ist eben auch sehr mit Fingerspitzengefühl zu behandeln.

Prof. Kallert: Ja.

Prof. Beinzger: Ich habe jetzt nochmal so überlegt, im Anschluss an den Vortrag von Dr. Trescher. Wäre eine, sagen wir mal, verstehende Herangehensweise im Sinne einer Betonung des subjektiven Erlebens von Biographie, so wie Du das grade beschrieben hast, ebenso wie das verstehende Begleiten von Wohnen, von Sein in der Einrichtung und der Anerkennung dieses subjektiven Erlebens letztlich ein Gewinn für alle Beteiligten? Für die Klientinnen, ebenso wie für die Fachkräfte, die trotz der schwierigen Bedingungen, von dieser Refokussierung des Subjekts profitieren könnten.

Prof. Kallert: Ja um nochmal auf die biographische Arbeit vielleicht etwas unterscheidend einzugehen. Es gibt ja die Programme, die psychobiographische Herangehensweise, da steckt schon drin, man soll auch an die Gefühle und das Erleben und speziell auf die Deutungen die die Betroffenen ihren Lebensereignissen zusprechen besonders eingehen. Und ich würde Recht geben, da sind mir auch richtige Lichter in dem Vortrag aufgegangen, dass diese Anforderung, die Mitarbeitenden sollten an das, was die Bewohnerinnen selber an Deutungen und an Gefühlen mitbringen anknüpfen, das ist doch relativ abstrakt. Es wird viel konkreter wenn die Zusammenarbeit die Bewohner gestalten mit den Mitarbeitenden. Und das, da würd ich denken, dass die Mitarbeitenden das nicht sofort als unmöglich ablehnen, sondern dass sie da den Versuch machen würden, das gemeinsam mit den Bewohnern ein Stückchen weit zu ermöglichen. Denn sonst ist das gleich so ein Totschlagargument: Das geht alles nicht, oder da müssen wir ja eine riesen Fortbildung haben, um dieser Forderung genügen zu können. Aber sowas Praktisches wie Wohnen, das kann ich mir als Ausgangspunkt sehr gut vorstel-

len.

Prof. Beinzger: Ja, vielleicht ist das ein Gedanke, der in den Arbeitsgruppen vertieft werden könnte. Ich denke, die Themen in den Arbeitsgruppen bieten da durchaus Anknüpfungspunkte, nochmal nach den Spielräumen zu schauen, die pädagogisch möglich sind. Vielen Dank.

5. Arbeitsgruppen: Austausch und Impulse

Nach dem Mittagessen erfolgt eine Gruppenarbeitsphase zu den Themen „Die Balance finden zwischen...

- Wohnen vs. Unterbringung,
- Partizipation vs. Regeln,
- Nähe vs. Distanz in Beziehungen und
- Individualität vs. Normative Vorgaben“

Die Teilnehmenden können nach persönlichem Interesse eine der Arbeitsgruppen auswählen, die Diskussion in den Gruppen wird von ifoebb-Mitgliedern moderiert. Neben dem Austausch zum gewählten Thema bekommen die Arbeitsgruppen den Auftrag, die Ergebnisse ihrer Diskussion in drei Schlagzeilen festzuhalten und nach der Arbeitsphase im Plenum zu präsentieren.

Im Folgenden werden die Ergebnisse aus den vier Arbeitsgruppen dargestellt:

AG 1: „Die Balance finden zwischen Wohnen versus Unterbringung“

Die Arbeitsgruppe besteht überwiegend aus Studierenden, die auf unterschiedliche Weise Erfahrung zum Thema gesammelt haben, beispielsweise durch frühere praktische Tätigkeit, Praktika, Projekte oder über Angehörige, die in stationären Einrichtungen arbeiten oder in solchen untergebracht sind.

Zunächst gehen die Teilnehmenden auf die Unterschiede ein, die es in Bezug auf Wohnen und Unterbringung zwischen Kindern bzw. Jugendlichen und alten Menschen gibt.

Sie stellt fest, dass es bei der Unterbringung von Kindern und Jugendlichen eine größere Sorgfalt und Fokussierung auf Qualität gibt und dort außerdem mehr Wert auf Mitsprache gelegt wird, als bei alten Menschen. Alte Menschen, so die Annahme der Gruppe, sind dagegen oft sehr abhängig, insbesondere wenn sie ihre eigenen Interessen nicht mehr formulieren können. Auch wird eine staatliche Tendenz festgestellt, eher in Institutionen für Kinder und Jugendliche zu investieren. So geht die Tendenz in Kinder- und Jugendheimen eher in Richtung Wohnen, während die Tendenz in Pflegeheimen eher in Richtung Unterbringung geht.

Eine Teilnehmerin erklärt, dass es in Bezug auf die Lebensalter unterschiedliche gesellschaftliche Aufgaben gibt. So steht bei Jugendlichen das Aufwachsen und die Gestaltung des Lebens im Vordergrund, während es bei alten Menschen darum geht, das Leben würdevoll zu verlassen. Auch die aktuelle Diskussion um selbstbestimmtes Sterben wird aufgegriffen, wobei mit dem Verweis auf die deutsche Geschichte verdeutlicht wird, dass dazu bestehende Befindlichkeiten nicht ignoriert werden können.

Besonders kritisch sieht die Gruppe die Gestaltung von Altenheimen, da dort oft nur das Nötigste angeboten wird und das Lebensende im Vordergrund steht. Eine Teilnehmerin führt aus, dass häufig der Eindruck entsteht, es werde nur darauf gewartet, dass eine Person versterbe und ihr Platz frei werde. Sie erklärt, dass das Gesundheitssystem insgesamt wenig für alte Menschen tut, z.B. keine Rehabilitation mehr bezahlt, da sie nicht mehr erwerbsfähig sind. Weiter wird festgehalten, dass die Diskriminierung alter Menschen strukturell verankert ist und in der durchökonomisierten Gesellschaft eine durch mangelnden wirtschaftlichen Gewinn bedingte schlechte Behandlung von insbesondere alten Menschen akzeptiert wird. Auch die Ausgrenzung alter Menschen durch die fortschreitende Digitalisierung wird in diesem Zusammenhang thematisiert.

Eine Teilnehmerin wendet ein, dass es auch Einrichtungen für alte Menschen gibt, die großen Wert auf Lebensqualität und Wohlbefinden legen. Diese seien jedoch oft sehr teuer und daher für viele Menschen finanziell nicht erschwinglich.

Die Teilnehmenden sind sich einig, dass zur Verbesserung mehr staatliche Unterstützung für qualitativ hochwertige Einrichtungen, bessere Arbeitsbedingungen und Bezahlung für das Personal, mehr Mitsprache für Bewohnende und Angehörige, sowie eine bessere Vernetzung und Zusammenarbeit zwischen Einrichtungen und Behörden notwendig sind.

Unter Verweis auf die Parallelen in Bezug auf die Unterbringung von Kindern, Jugendlichen und alten Menschen stellt die Moderatorin die Frage, ob den Teilnehmenden auch positive Beispiele einfallen. Um aus der Denkfalle auszubrechen, dass immer alles an der Ökonomie scheitert, versucht die Arbeitsgruppe Handlungsspielräume zu finden.

Eine Teilnehmerin führt spezielle Programme zur Biographiearbeit in der Altenhilfe an, in deren Rahmen Mitarbeitende die Lebensgeschichte der Bewohnenden für die individuelle Betreuung heranziehen. Insgesamt erachtet es die Gruppe als besonders wichtig, dass Bewohnenden von Altenheimen das Gefühl vermittelt wird, noch immer wertgeschätzt zu werden, dass ihre Meinung anerkannt wird und sie die Möglichkeit bekommen, eigene Entscheidungen zu treffen.

Die Gruppe nimmt außerdem an, dass am ehesten durch kleine Einheiten und familienähnliche Strukturen ein Wohnen garantiert werden kann, das über die reine Unterbringung hinausgeht.

Abschließend befasst sich die Gruppe mit der Frage, ob es in der Gesellschaft ein Bewusstsein für die Situation in Alten- und Pflegeheimen gibt und was getan werden kann, um diese zu verbessern. Eine Teilnehmerin ist der Ansicht, dass es aufgrund der demografischen Entwicklung mit einer alternden Gesellschaft auf jeden Fall ein gesteigertes Bewusstsein für das Thema gibt. Dennoch hält sie es für wichtig, Politik und Gesellschaft auf die erörterten Probleme und den dringenden Handlungsbedarf aufmerksam zu machen. Eine andere Teilnehmerin stellt fest, dass jede und jeder Einzelne einen Beitrag leisten kann, beispielsweise durch ehrenamtliches Engagement oder ein gesteigertes Bewusstsein für die Bedürfnisse alter Menschen.

Schlagzeilen:

- Die Verbesserung von Arbeitsbedingungen schafft Wohnlichkeit
- Jugend- und Kinderheime: Tendenz eher Wohnen; Altersheime: Tendenz eher Unterbringung
- Wohnen ist teurer als Unterbringung
- Handlungsspielräume; familienähnliche Strukturen

AG 2: „Die Balance finden zwischen Partizipation versus Regeln“

Die Arbeitsgruppe besteht aus Studierenden und Fachkräften aus der Praxis, unter anderem der Jugendhilfe.

Zunächst geht die Gruppe auf den Aspekt Partizipation ein und hält fest, dass Partizipation kein pädagogisches Mittel, sondern ein Grundrecht ist.

Eine Fachkraft berichtet, dass in stationären Einrichtungen Partizipation oft kaum vorhanden ist. Eine andere Fachkraft bringt ein, dass Partizipation zwar einerseits von den Bewohnenden gefordert wird, diese jedoch andererseits oft eher passiv sind, ihre Komfortzone nicht verlassen und möchten, dass Mitarbeitende für sie bestimmen und gestalten.

Einig ist sich die Gruppe darüber, dass jedes Mitglied einer Gemeinschaft dieselben Partizipationsmöglichkeiten haben muss. Insbesondere wird in diesem Zusammenhang auf die Sprachbarriere verwiesen. Eine Teilnehmerin erklärt, dass Menschen auch bei der Partizipation ungleiche Ausgangsbedingungen haben und Teilhaberechtigkeit geschaffen werden soll. Eine andere Teilnehmerin führt an, dass zur Teilhaberechtigkeit auch gehört, die Beschwerden von Kindern ernst zu nehmen.

Weiter diskutiert die Gruppe über konkrete Formen der Partizipation und geht dabei insbesondere auf ein Beschwerdemanagement und anonyme Beschwerdekästen ein. Für letztere wird zum Gelingen neben der Anonymität besonders das Vertrauen als wichtig angesehen, dass aus der Beschwerde keine negativen Konsequenzen erwachsen.

Die Gruppe erachtet Vertrauen, Sicherheit und Transparenz als Grundlagen für Partizipation.

Aus der weiteren Diskussion geht hervor, dass für alle Arten der Beschwerden und Verbesserungsvorschläge sowohl ein Raum, als auch eine Ansprechperson benötigt wird, die das Gesagte ernst nimmt. Eine Teilnehmerin betont, dass es wichtig ist, Gespräche auf Augenhöhe zu führen. Außerdem soll der sich beschwerenden Person das Gefühl vermittelt werden, dass sie ein Recht darauf hat, ihre Meinung zu äußern. Die Moderatorin fragt, was nach Meinung der Teilnehmenden für eine gelingende Partizipation notwendig ist. Die Gruppe benennt besonders Ressourcen wie Zeit, Raum, Personal und Geld.

Eine Teilnehmerin weist darauf hin, dass es in pädagogischen Einrichtungen Machtasymmetrien gibt, die Bewohnende deutlich spüren. Auch sind Bewohnende stationärer Einrichtungen häufig einer Fremdbestimmung ausgesetzt. Sie führt aus, dass es einen Zusammenhang zwischen Traumata und der durch Fremdbestimmung erlebten Ohnmacht gibt. Deshalb, so ihre Forderung, müssen sich Fachkräfte ihrer Position bewusst sein.

Eine andere Teilnehmerin erklärt, dass Jugendliche mitten in der Pubertät oft andere Interessen haben, als sich zu organisieren und zu partizipieren. Sie führt an, dass Partizipation in Jugendwohngruppen alltagspraktisch auch bedeuten kann, in wöchentlichen Sitzungen neu zu besprechen, wie, wodurch und durch wen Kontrolle neu organisiert werden kann. Durch ein entsprechendes Vorgehen kann ein familiäres Gefühl und persönliches Wachstum bei den Jugendlichen angeregt werden.

Die Moderatorin leitet anschließend die Diskussion auf das Thema Regeln.

Eine Teilnehmerin erläutert, dass es Regeln gibt, die einfach befolgt werden müssen und an denen keine Partizipation möglich ist. Diese Regeln sind einerseits selbstverständlich, bringen aber auch eine gewisse Exklusion mit sich, da nicht jeder an ihrer Erstellung partizipieren kann.

Die Moderatorin fragt, ob mit dem Begriff Regeln auch Anstrengung verbunden ist. Eine Fachkraft aus der Jugendhilfe antwortet, dass insbesondere das Durchsetzen von Regeln anstrengend ist und die strikte Umsetzung auch ein gewisses Konfliktpo-

tential mit sich bringt. Sie erachtet für Fachkräfte eine bestimmte Haltung, selbstbewusstes Auftreten, Authentizität, Standhaftigkeit und Professionalität als wichtig.

Außerdem ist es notwendig, so eine Teilnehmerin, dass Regeln immer erklärt werden können, selbst dann, wenn eine Fachkraft nicht voll dahinter steht. Wenn eine Regel nicht erklärt werden kann, ist eine Überarbeitung notwendig, da die Fachkräfte sonst ihre Glaubwürdigkeit verlieren. Eine andere Teilnehmerin wendet ein, dass Fachkräfte nicht nur die Einhaltung von Regeln kontrollieren und Strafen erteilen möchten.

Die Gruppe zieht das Fazit, dass Kommunikation über bestimmte Regeln nicht nur zu einer Einsicht von Seiten der Bewohnenden führen kann, sondern ihnen auch hilft, die Regeln zu befolgen und zu partizipieren.

Die Moderatorin fasst zusammen, dass Regeln sinnhaft und umsetzbar sein und deshalb regelmäßig überprüft und hinterfragt werden müssen. Zudem sollen Regeln gut erklärbar und übersichtlich sein.

Zuletzt kommt die Gruppe zu der Feststellung, dass Regeln nicht nur negativ gesehen werden können, sondern den Menschen auch Sicherheit geben.

Schlagzeilen:

- Grundlagen für Partizipation sind Vertrauen, Sicherheit, Transparenz/ gleiche Zugänge für alle und Ressourcen (Zeit, Raum, Personal, Geld, etc.).
- Grundlagen für Regeln sind gute Erklärbarkeit, Umsetzbarkeit, regelmäßiges Hinterfragen und Sinnhaftigkeit.
- Regeln geben Sicherheit.

AG 3: „Die Balance finden zwischen Nähe versus Distanz in Beziehungen“

Die Arbeitsgruppe setzt sich aus Studierenden unterschiedlicher Studiengänge, Fachkräften aus verschiedenen Bereichen der Praxis und Beschäftigten aus Lehre und Forschung zusammen.

Zunächst befasst sich die Gruppe mit der Frage, warum sich die einzelnen Teilnehmenden durch das Thema Nähe und Distanz angesprochen fühlen, wobei schnell deutlich wird, dass die Zugänge sehr unterschiedlich sind.

Gerade im institutionellen bzw. stationären Rahmen hält die Gruppe das Thema Nähe und Distanz für besonders wichtig, da Personen dort dauerhaft eingebunden sind und Teilhabe leben. Weiter wird angemerkt, dass es innerhalb von Teams starke Unterschiede im Umgang mit Nähe und Distanz gibt. Häufig geht es dabei um die Frage, welche Art der Nähe Fachkräfte zulassen und welche Qualität und Intensität diese Nähe beispielsweise in der körperlichen Pflege hat. Distanz, so die Annahme der Gruppe, wird häufig als negativ konnotiert wahrgenommen.

Eine Herausforderung sehen die Teilnehmenden gerade für junge Fachkräfte in Aussagen wie „Wenn Sie erst mal selbst Kinder haben“, oder „Du bist ja noch so jung und hast deswegen keine Ahnung“, die von AdressatInnen selbst oder Angehörigen getätigt werden und mit denen es professionell umzugehen gilt.

Außerdem wird festgehalten, dass die Arbeit mit unterschiedlichen AdressatInnen in unterschiedlichen Settings auch zu Unterschieden in der Haltung zum Thema Nähe und Distanz bei Fachkräften führt.

Weiter erörtert die Gruppe, dass in der Altenhilfe die versorgende Kraft rund um die Uhr anwesend ist und eine physische wie psychische Nähe entsteht, wobei dennoch eine Restdistanz erhalten bleibt. In diesem Bereich, so eine Teilnehmende, wird teils eine Nähe eingefordert, die insbesondere im Schichtdienst nicht geleistet werden kann. Als besonders wichtig erachtet die Gruppe die professionelle Distanz im Umgang mit dem Prozess des Sterbens und des Todes, wobei hier nach Einschätzung einer Teilnehmerin die Distanz mit der Erfahrung kommt. Diese Distanz ist einerseits notwendig, um die Arbeit nicht ins Privatleben zu übertragen, andererseits besteht die Gefahr, auch die professionelle Distanz ins Privatleben zu übernehmen.

Außerdem sollen nicht nur Fachkräfte, sondern auch AdressatInnen ihre Grenzen in Bezug auf Nähe und Distanz setzen dürfen. Die Verantwortung dafür liegt nach An-

nahme der Teilnehmenden bei den Fachkräften, insbesondere dann, wenn AdressatInnen ihre Grenzen selbst nicht mehr deutlich machen können.

In der Familienhilfe gilt es laut einer Teilnehmerin zu beachten, dass sich Fachkräfte im privatesten Raum der Familien bewegen. Hier besteht insbesondere die Gefahr, dass die Familienmitglieder die unterschiedlichen an den Hilfesystemen beteiligten Professionen gegeneinander auszuspielen versuchen, oder Fachkräfte an den Verstrickungen der Familiensysteme beteiligt werden. Fachkräfte müssen sich deshalb stets darüber bewusst sein, dass sie nicht Teil der Familie sind.

In der Kinder- und Jugendhilfe sieht es die Gruppe für Fachkräfte als entscheidend an, immer darauf zu achten, nicht in Konkurrenz zu den Eltern zu treten. Insbesondere in der stationären Kinder- und Jugendhilfe besteht zudem die Gefahr, dass ein Konkurrenzdenken unter den Fachkräften entsteht, beispielsweise wenn es um den Status als BezugsbetreuerIn geht. Außerdem wird angeführt, dass Fachkräfte die eigenen Erziehungsvorstellungen zurückstellen müssen, da es nicht um ihre Vorstellung von richtig und falsch, sondern um das Wohl der Kinder geht.

Generell, so die Einschätzung der Gruppe, sei es nicht angemessen von Nähe versus Distanz in einer Beziehung zu sprechen, es handelt sich vielmehr um einen reziproken Aushandlungsprozess, zu dem es auch gehört, die Kompetenzen des Gegenübers wahrzunehmen und reflektiert damit umzugehen.

Für Teams halten die Teilnehmenden nicht nur in Bezug auf das Thema Nähe und Distanz, sondern grundsätzlich, Fehlerfreundlichkeit für wünschenswert. Distanz bedeutet außerdem auch, Situationen von außen zu betrachten und zu reflektieren, wofür Zeit und Raum benötigt wird. Für Teams kann in diesem Zusammenhang Supervision hilfreich sein, die auch als dauerhafte Begleitung und nicht nur als Instrument zum Krisenmanagement angewendet werden soll.

Außerdem stellt die Gruppe fest, dass innere und äußere Vorgaben für Fachkräfte sowohl Nähe als auch Distanz erschweren und aufgrund des Fachkräftemangels trotz Bewusstsein und Sensibilität für das Thema die Arbeit oft nicht entsprechend ausgeführt werden kann.

Schlagzeilen:

- Die Gestaltung von Nähe (und im Gleichzug Distanz) in der professionellen Rolle muss reflektiert werden.
- Für diese Reflexion braucht es Räume (zeitlich, örtlich, finanziell).
- Die professionelle Beziehung ist individuell im Kontext von institutionellen, gesetzlichen und teambezogenen Aspekten.

AG 4: „Die Balance finden zwischen Individualität versus normative Vorgaben“

Unter den Teilnehmenden der Arbeitsgruppe sind hauptsächlich Studierende und Fachkräfte aus unterschiedlichen Bereichen der Praxis.

Eingangs beantwortet die Gruppe die Frage, was sie unter normativen Vorgaben versteht. Die Definitionen und das Verständnis des Begriffs sind dabei individuell sehr verschieden.

Ein Teilnehmer bringt ein, dass normative Vorgaben stark milieuabhängig sind und nennt als Beispiel die hohen Erwartungen von Lehrenden und Eltern an die Kinder an den Schulen im Frankfurter Nordend.

Normative Vorgaben, so die Gruppe, sind nicht gleichbedeutend mit Regeln. Regeln sind abgesprochen, kommuniziert und niedergeschrieben. Bei Normen ist dies nicht der Fall, so dass diese nach Einschätzung der Gruppe fragiler sind. Eine Teilnehmerin sieht in normativen Vorgaben die Werte und Normen der Gesellschaft und weist darauf hin, dass z.B. in der Arbeit mit Kindern gegebenenfalls eine Balance zwischen gesellschaftlichen Normen und Bedürfnissen der Kinder gefunden werden muss. Eine weitere Annahme ist, dass Normen als Erwartung gesehen werden können, die Personen aneinander richten.

Die Gruppe ist sich darüber einig, dass gerade in der Arbeit mit Kindern deren Individualität bei Verhandlungen und Ausübung von Normen berücksichtigt und anerkannt werden muss.

Auch soll eine Balance zwischen den Bedürfnissen von Fachkräften und Vorgesetzten gefunden werden.

Ein Teilnehmer erklärt, dass gerade in stationären Einrichtungen Menschen oft in einer Zwangsgemeinschaft leben. Bei Menschen mit unterschiedlichen Arten und Ausprägungen von Behinderungen können Interessen weit auseinander liegen, weshalb die Individualität der einzelnen Personen besonders beachtet werden muss. Er weist darauf hin, dass Aggression und negatives Verhalten häufig die Folge sind, wenn Menschen aufgrund ihrer Behinderung ihre Normen und Bedürfnisse sowie deren Nicht-Einhaltung nicht artikulieren können.

Ein weiterer Punkt der diskutiert wird ist die mögliche traumatisierende Wirkung von Normen. Angeführt wird hier die Sauberkeitserziehung, wie sie früher üblich war und die insbesondere in den 1960er mit besonders harten Strafen verbunden war. Deutlich wird an dieser Stelle, dass Normen sich mit der Zeit verändern können. Normative Vorgaben, so die Feststellung der Gruppe, sind von der Kultur, der Religion, dem Ort und auch von den Biografien der Menschen abhängig.

Zuletzt überlegt die Gruppe, welche Ideen und Visionen es gibt, um eine Balance zwischen Individualität und normativen Vorgaben zu finden.

Als wichtig erachtet sie eine gemeinsame Reflexion über Erwartungen und Normen im Team. Dabei sollen eigene und fremde Werte hinterfragt werden und Menschen sollen sich die Zeit nehmen, die Normen anderer zu verstehen. Eine Teilnehmerin erläutert, dass letztlich jede Person selbst definieren muss, welche Normen für sie wichtig sind, wie weit sie bereit ist, mit den Normen anderer mitzugehen und welche Position sie beziehen möchte. Dabei gilt es zwischen Autonomie und Zugehörigkeit abzuwägen und ein eigenes Maß zu finden. Ein Teilnehmer ist der Ansicht, dass hinterfragt werden muss, wann man selbst angefangen hat, die eigene Individualität zurück zu stellen und normativen Vorgaben wie Genderrollen zu folgen. Abschließend erachtet es die Gruppe für zentral wichtig, normative Vorgaben zu hinterfragen.

Schlagzeilen:

- Kommunikation im Team über Erwartungen (Normen), gemeinsame Reflexion was das Team braucht.

- Eigene Normen und Werte hinterfragen, Normen verändern sich, Zeit geben, um andere Normen zu verstehen.
- Hinterfragen welche Normen für einen selbst wichtig sind und wie weit man bereit ist, mit zu gehen. Für sich selbst Position beziehen.
- Wann habe ich gelernt, umzulernen?

6. Ausblick und Verabschiedung durch die Vorsitzende des ifoebb

Prof. Dr. Dagmar Beinzger

Nach den Rückmeldungen aus der Gruppe verabschiedet sich die Moderatorin Marion Limbach-Perl. Sie bedankt sich bei den Teilnehmenden für die Bereitschaft, sich auf die Anforderungen des Fachtags einzulassen sowie ihre konstruktive Mitarbeit und übergibt das Wort für Ausblick und Schluss an die Vorsitzende.

Prof. Dr. Dagmar Beinzger bedankt sich ebenfalls für die engagierte und rege Teilnahme und stellt fest, dass viele neue, interessante und konstruktive Ideen entstanden sind, die in Wissenschaft und Praxis aufgegriffen werden sollten. Auch für das Institut ifoebb haben sich neue Themen ergeben, die die Mitglieder für weitere Fachtagungen prüfen und diskutieren werden.

Ein weiterer Dank geht an den Kooperationspartner des ifoebb, den Fachbereich Erziehungswissenschaften der Goethe-Universität.

Weiter bedankt sie sich bei Olga Janzen für die technische Unterstützung und bei den Studierenden, die die Aufgabe übernommen haben, Protokolle zu führen.

Sie betont noch einmal, wie gut es getan hat, dass der Fachtag in Präsenz stattfinden konnte und weist auf die hohe Bedeutung der informellen Begegnungen und Gespräche bei derartigen Veranstaltungen hin, die im digitalen Raum nicht möglich sind. Mit dem Ausblick, auch in Zukunft wieder Präsenzveranstaltungen durchführen zu können, endet der Fachtag.

Literatur

BOMBACH, Klara, Thomas Gabriel und Samuel Keller. 2020. „Lebensverläufe nach der Heimerziehung: Wie ein ermüdendes Erkämpfen individueller Handlungsspielräume Biografien prägt“. In: *Wege junger Menschen aus Heimen und Pflegefamilien. Agency in schwierigen Übergängen*. S. 275-291. Hg. v. Sabrina Göbel et al. Weinheim und Basel: Beltz Juventa

BURKART, Günter. 2009. *Weg ins Heim. Lebensläufe und Alltag von Bewohnerinnen in der stationären Altenhilfe*. Wiesbaden: VS-Verlag

BURSCHEL, Klein-Zimmer, Seckinger. 2022. *Gute Heime – Möglichkeiten der Sichtbarmachung der Qualitäten stationärer Hilfen zur Erziehung*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa

CORLEIS, Tanja und Samuel Keller. 2017. „Fremdplatziert – Zwischen Möglichkeiten und Widersprüchen“. In: *Wohn-Räume und pädagogische Orte; Erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen*. S. 149-170. Hg. v. Miriam Meuth. Wiesbaden: Springer VS

GÖBEL, Sabrina et al. 2020. *Wege junger Menschen aus Heimen und Pflegefamilien. Agency in schwierigen Übergängen*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa

GOFFMANN, Erving. 1973. *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Berlin: Suhrkamp Verlag

HASSE, Jürgen. 2009. *Unbedachtes Wohnen: Lebensformen an verdeckten Rändern der Gesellschaft*. Bielefeld: transcript Verlag

HEINZELMANN, Martin. 2004. *Das Altenheim – immer noch eine „Totale Institution“?* Göttingen: Cuvillier Verlag

HERING, Sabine und Richard Münchmeier. 2000. *Geschichte der Sozialen Arbeit. Eine Einführung*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa

KARL, Ute et al. 2020. „Agency und Transitionen“. In: *Wege junger Menschen aus Heimen und Pflegefamilien*. S. 9-30. Hg. v. Sabrina Göbel et al. Weinheim und Basel: Beltz Juventa

KRÜGER, Heinz-Hermann und Thomas Rauschenbach. 2006. *Einführung in die Arbeitsfelder des Bildungs- und Sozialwesens*. Leverkusen-Opladen: Verlag Barbara Budrich GmbH

KUHLMANN, Carola. „Schwarze Pädagogik“ damals und heute. 2022

Forum Erziehungshilfen 28. Jhg. 2022, Heft 2: S. 77 – 80

MEYER, Nikolaus, Dana Steinberg und Günter Burkart. 2017. „Multiprofessionalität und Wohn-Raum. Vorarbeiten zu einer komparativen (Berufs-) Gruppenforschung in der sozialen Welt Altenheim.“ In: *Wohn-Räume und pädagogische Orte*. S. 267-287. Hg. v. Miriam Meuth. Wiesbaden: Springer VS

MEUTH, Miriam. 2017. *Wohn-Räume und pädagogische Orte*. Wiesbaden: Springer VS

PRELL, Markus. 2002. „Das psychobiographische Pflegemodell nach Prof. Böhm“. Zuletzt abgerufen am 11.09.2023. http://www.senioren-wohngemeinschaft-eitorf.de/pflege/pflegemodell_boehm.pdf

SCHÄFER, Dorothea und Michael Behnisch. 2022. *Professionelle Nähe in der Heimerziehung*. Frankfurt am Main: IGFH

TREDE, Wolfgang und Michael Winkler. 2006. „Stationäre Erziehungshilfen: Heim, Wohngruppe, Pflegefamilie.“ In: *Einführung in die Arbeitsfelder des Bildungs- und Sozialwesens*. S. 251-166. Hg. v. Heinz-Hermann Krüger und Thomas Rauschenbach. Leverkusen-Opladen: Verlag Barbara Budrich GmbH

TRESCHER, Hedrik. 2017. „Zur bürokratischen Überformung der Subjekte. Wohnen in der stationären Alten-und Behindertenhilfe“. In: *Wohn-Räume und pädagogische Orte*. S. 245-266. Hg. v. Miriam Meuth. Wiesbaden: Springer VS

ifoebb Materialien

Hrsg.: Institut für familiale und öffentliche Erziehung, Bildung, Betreuung e.V. (ifoebb)

- Band 1:** Essen in Kinderbetreuungseinrichtungen. Befragungen und Beobachtungen. Ergebnisse aus einem Forschungsprojekt. 2004. 56 Seiten. Preis: 6 Euro. ISBN 978-3-924058-23-7.
- Band 2:** Kinderbetreuung - Elternwünsche und Angebote. Checkliste für die Betreuungsplatzsuche und Leitfäden zur Elternzufriedenheit für Mütter, Väter und Fachkräfte. 2004. 31 Seiten. Preis: 5 Euro. ISBN 978-3-924058-24-5.
- Band 3:** Familie – private Nische und/ oder Ort öffentlicher Leistungen? Professionalisierung, Qualifizierung und Verberuflichung von Familien für Aufgaben der Jugendhilfe. 2004. 44 Seiten. Preis: 6 Euro. ISBN 978-3-924058-25-3.
- Band 4:** „Jung mit Alt und Alt mit Jung“ – ein Gewinn für soziale Einrichtungen? Forschungszugänge und Projekte zum Generationendialog. 2005. 82 Seiten. Preis: 8 Euro. ISBN 978-3-924058-26-1.
- Band 5:** Bedürfnisse von Jung und Alt lesen und verstehen – Impulse zur Gestaltung gelingenden Alltags in sozialen Einrichtungen für (Kleinst-)Kinder und alte Menschen. Forschungszugänge und Projekte 2006. 93 Seiten. Preis: 9 Euro. ISBN 978-3-924058-27-X.
- Band 6:** Was brauchen Familien in der Zukunft? Wünsche und Sehnsüchte – Notwendigkeiten und Bedarfe von Kindern, Müttern, Vätern als neue Herausforderungen und Handlungsspielräume für Institutionen. 2008. 73 Seiten. Preis: 8 Euro. ISBN 978-3-924058-28-8.
- Band 7:** Bildungsort Esstisch!? Zur Bedeutung und Gestaltung des Essens in Familien, in Kindertagespflege und in Kindertagesstätten. 2008. 90 Seiten. Preis: 9 Euro. ISBN 978-3-924058-29-6.

- Band 8:** Familien unter Druck. Belastete Familien – Herausforderungen für Fachkräfte. 2010. 59 Seiten. Preis: 8 Euro. ISBN 978-3-924058-22-7.
- Band 9:** Studium der Erziehungswissenschaften und Begegnungen mit sozialpädagogischen Berufsfeldern. Studierende berichten über Vorbereitung und Gestaltung der Praktika. 2010. 104 Seiten. Preis: 9 Euro. ISBN 978-3-924058
- Band 10:** Flexible Kinderbetreuung zwischen Bedarfsdeckung und Qualitätssicherung. 2011. 130 Seiten. Preis: 10 Euro. ISBN 978-3-9813388-6-7
- Band 11:** Flexible Betreuung. Evaluation der innovativen Kinderbetreuungsform an einer Hochschule. 2011. 68 Seiten. Preis: 8 Euro. ISBN 978-3-9814761-0-1
- Band 12:** Krankes Kind in der Krippe. Erkundungen zu einem Tabu. 2012. 135 Seiten. Preis: 12 Euro. ISBN 978-3-9814761-3-2
- Band 13:** „Netz oder nie“ – Fachkräfte unter Druck. Schutzfaktoren und Perspektiven in der Arbeit mit Kindern und Familien. 2013. 52 Seiten. Preis: 8 Euro. ISBN 978-3-9814761-5-6
- Band 14:** Jung und Alt in Mehrgenerationenhäusern. Jung und Alt. Beziehungen, die herausfordern – ein fachliches Abenteuer. 2013. 79 Seiten. Preis: 9 Euro. ISBN 978-3-9814761-7-0
- Band 15:** „Soziale Geschwister“ – Beziehung auf Zeit? 2013. 84 Seiten. Preis: 10 Euro. ISBN 978-3-9814761-8-7
- Band 16:** „Soziale Geschwister“ im familialen Kontext - Beziehung auf Zeit? 2014. 65 Seiten. ISBN 978-3-9814761-9-4
- Band 17:** „Abenteuer Erziehung“ Wege zwischen Intuition und Professionalität. 2015. 55 Seiten. ISBN 978-3-9816428-4-1
- Band 18:** Sicherheit durch Vernetzung. Evaluation neuer Wege der Kooperation von Kindertagespflege und Kindertageseinrichtung im Modell Kinderbrücke II in Wiesbaden. 2010. 75 Seiten. Preis 8 Euro.
- Band 19:** Frühe Hilfen und Familienbildung – Wege der Kooperation. Dokumentation des Fachtages am 1. März 2016. 101 Seiten. Preis: 12 Euro. ISBN 978-3-9816428-5-8
- Band 20:** Erkundungen zum Berufsfeld Frühe Hilfen und Familienbildung. Fachkräfte berichten aus ihrer Praxis. 2017. 62 Seiten. Preis: 10 Euro. ISBN 978-3-9816428-6-5

- Band 21:** „Abenteuer Erziehung“ – Neue Medien im familialen und öffentlichen Kontext. Dokumentation des Fachtags am 26. Januar 2016. 2017. 39 Seiten. Preis: 6 Euro.
- Band 22:** Wissenschaftliche Begleitforschung zum Modellprojekt „Flexible Kinderbetreuung“ an der Frankfurt University of Applied Science (FRA-AUS). 2018. 113 Seiten. Preis: 14 Euro.
- Band 23:** Kinderbetreuung passgenau – wie geht das denn? Dokumentation des Fachtags am 25. Januar 2018. 98 Seiten. Preis: 12 Euro.
- Band 24:** Krabbelstube, Kinderladen, Schülerladen. Der Blick zurück: 50 Jahre nach der Gründung der ersten Kinderläden. Dokumentation der Veranstaltungsreihe 1993 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. 2018. 84 Seiten. Preis: 12 Euro.
- Band 25:** „Aufwachsen in geteilten Verantwortlichkeiten“ – Aufgaben und Herausforderungen für Familien und Institutionen im Wandel. Dokumentation des Fachtags am 09. Februar 2017. 2020. 45 Seiten. Preis: 8 Euro.
- Band 26:** Innenwelten von Frühdemenz. Dokumentation des Fachtags am 12. Januar 2012. 2022. 101 Seiten. Preis: 15 Euro.